REISBIBLIOTHEK
EGENSBURG

Paed. 438/4°

3/1

~~III. / 7. 4.~~

438 III

Schubert del. F. Schule sc. 179.

Kleine Geschichten

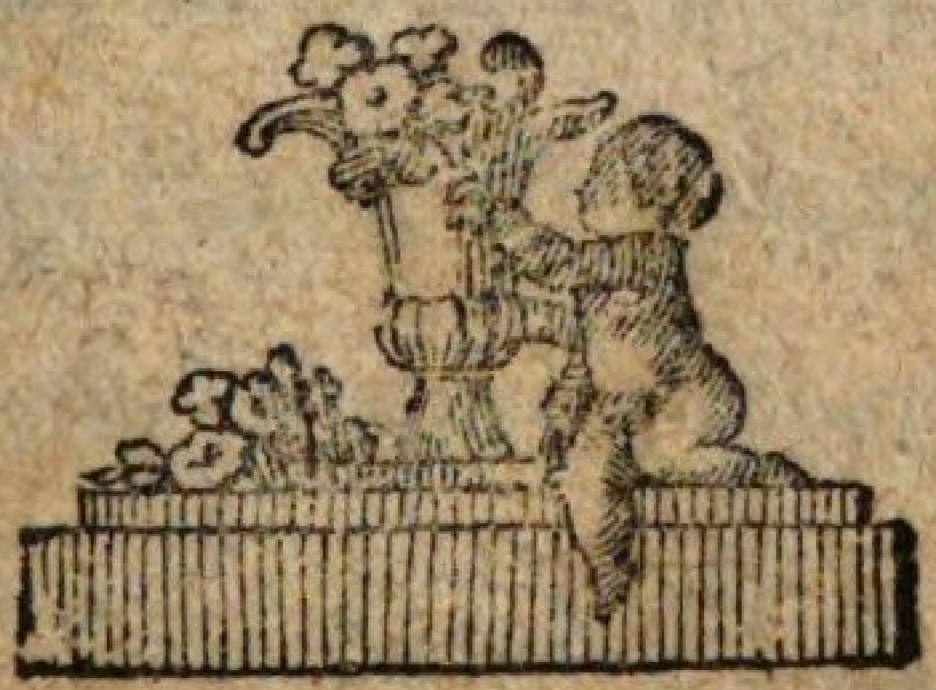
für

Kinder von 6 – 10 Jahren

die gern etwas lesen

was ihnen verständlich, nützlich

und angenehm ist.



Vierter Theil.

Mit einem Kupfer.

Leipzig 1795
bey Johann Benjamin Georg Fleischer.

Vorrede.

Ich liefere in diesem Bändchen wieder eine Anzahl kleiner Geschichten, die vielleicht, wenigstens zum Theil, dem auf dem Titel angegebenen Alter, nicht ganz angemessen scheinen dürften. Nicht daß der Inhalt derselben, nicht ganz zu ihrem Unterricht gewählt wäre, sondern weil der Vortrag etwas zusammenhängender

gender und daher etwas schwerer zu verstehen, gerathen ist. Meine Entschuldigung ist diese: ich dachte meinen kleinen Lesern die es seit vier Jahren sind, etwas schwerere Speise vorsetzen zu können, und die übrigen, durch die vorhergehenden leichtern Erzählungen, zum Verständniß dieser etwas schwerern hinlänglich vorbereitet zu haben. Sind sie ihnen unterhaltend genug, so zweifle ich nicht, sie werden sie auch nicht blos flüchtig überlesen, werden durch wiederholtes Lesen derselben sie ganz verstehen lernen, und dadurch gewiß eher gewinnen, als verliehren. Sie können den Nutzen davon haben, sich zum Verständniß noch

schwe-

schwererer und ernsthafterer Schriften, geschickt zu machen.

Daß man, bey Beurtheilung neu herauskommender Schriften, von Seiten der Herren, welchen die Vertheilung der Recensionen übertragen ist, sehr wenig, auf Schriften dieser Art, wie gegenwärtige kleine Geschichten, Rücksicht nehmen müsse, erfahre ich an mir selbst. Noch ist mir keine Recension dieser kleinen Schrift, außer in der Jenaischen Litt. Zeitung, und zwar auch da nur eine vom ersten Bändchen derselben, zu Gesicht gekommen. Sollte man sie für so unbedeutend halten? Kann sie nicht schaden,

wenn

wenn sie auch nicht nuzt? Daß ich billige Zurechtweisung mir gern zu Nutze mache, habe ich bewiesen; warum wird mir sie nicht? Geschrieben am 9ten Dec. 1794.

J. G. Sft.

Der

Der Beherzte läuft in den meisten Fällen weniger Gefahr, als der Furchtsame.

Komm doch lieber mit mir, sagte Fritzchen, ein kleines verständiges Mädchen, zu ihrem jüngern Bruder Heinrich. — Nein! nein! bat Heinrich, und riß sich von seiner Schwester los; laß mich nur hier, ich will warten, bis du wiederkommst. Siehst du nicht dort den großen Hund? —

Fritzchen. Der wird uns gewiß nichts thun, wenn wir ruhig bey ihm vorübergehen.

Heinrich. Er könnte mich aber beissen; laß mich immer hier warten!

Fritzchen. Die Mutter wird aber schmälen, wenn ich dich allein lasse; komm, lieber Heinrich, sieh', der Hund läuft ja dort in ein Haus!

Heinrich. Ja, wir müssen doch vor dem Hause vorbey; und wenn er nun wieder her-

ausgesprungen käme und uns anfiele! Wenn ich hier bleibe und er kommt hieher, so kann ich geschwind ins Haus gehen und die Thüre zumachen.

Fritzchen. Nun, so bleib hier, ich werde nicht lange seyn.

Dieses Gespräch, zwischen diesen beyden Kindern, hörte ich mit an, als ich vor einigen Tagen einmal zum Fenster hinaus sahe. Eben als Fritzchen fortgieng und ihren Bruder zurück ließ, machte ich das Fenster zu; allein, kaum war ich einigemal in meiner Stube auf und ab gegangen, so hörte ich ein jämmerliches Geschrey auf der Straße. Ich gieng wieder an das Fenster und sahe den armen Heinrich, lang ausgestreckt, vor der Thüre des Hauses liegen, an welchem er stehen geblieben war. Verschiedene Personen aus der Nachbarschaft liefen auf sein Geschrey herbey, man hub ihn auf, und ich sahe seine Stirn blutig.

Nach der Zeit erfuhr ich, daß Heinrich, als er allein war, sich an der Hausthüre niedergesetzt hatte. Ein anderer Hund war auf ihn zugelaufen, er hatte sich schnell in das Haus flüchten wollen, war aber über die

Thürschwelle hinweg und mit der Stirn an die scharfe Kante der Thüre gefallen. — Er hätte auf der Stelle des Todes seyn können, wenn die scharfe Kante ihm eine so tiefe Wunde in einen der Schläfe gemacht hätte, als er jetzt, noch zu seinem Glück, an der Stirn bekommen hatte. Fritzchen verdiente freylich einen Verweis, daß sie ihren Bruder allein gelassen hatte; aber auch Heinrich verdiente einen, weil er den Bitten seiner Schwester nicht nachgegeben hatte, und vorzüglich auch wegen seiner Furchtsamkeit. Vielmal war es ihm schon gesagt worden, daß er durch seine kindische Furchtsamkeit sich schaden werde; jetzt traf diese Vorhersagung ein, und er erkannte, daß er besser gethan hätte, wenn er mit seiner beherztern Schwester gegangen wäre; denn sie war unbeschädigt wieder zurück gekommen.

Der Furchtsame ist allemal, wenn er irgend etwas sieht oder hört, was seine Furchtsamkeit erregt, außer sich; er verliehrt alle Besinnungskraft, und weiß daher nie, vor Angst und Bangigkeit, was er thun soll. Darum läuft er meistentheils weit größere Gefahr, als der Beherzte. Sieht oder hört

der Beherzte etwas Ungewöhnliches, so bleibt er ruhig, und kann also gehörig untersuchen, ob er etwas Schädliches oder Unschädliches vor sich habe. Sieht er, daß es etwas Schädliches ist, so kann er auch überlegen, weil er ruhig ist, wie er am sichersten ausweichen, oder sich aus der Gefahr ziehen könne. Ist es etwas Unschädliches, je nun, so kann er es vielleicht zu seiner Belehrung untersuchen; da hingegen der Furchtsame weiter keinen Nutzen von seiner Furcht hat, als seine Angst, die oft seiner Gesundheit sehr nachtheilig werden kann.

Ein beherzter Mensch ist aber nicht verwegen; denn der Verwegene begiebt sich muthwillig in Gefahr, und das Sprüchwort ist wahr:

Wer sich muthwillig in Gefahr begiebt, kann leicht darin umkommen.

Auf einem berühmten Roßmarkte wollte einer meiner Bekannten ein Reitpferd kaufen. Man führte ihm mehrere vor, aber

unter

unter allen gefiel ihm besonders ein junger muthiger Rappe, der jedoch noch sehr wenig zugeritten war. Er wollte ihn versuchen, aber der Roßhändler warnte ihn. Wenn Sie nicht ein sehr guter Reiter sind, sagte er, so lassen Sie ihn lieber zuvor noch eine Zeitlang zureiten; ich selbst wage mich nicht ihn jetzt zu reiten. Doch, damit Sie sehen, wie er sich trägt, mag ihn mein Knecht vorreiten.

Der Knecht setzte sich auf, hatte aber alle Mühe, sich oben zu erhalten; doch da er ein starker Mensch und im Pferdebändigen geübt war, gelang es ihm, ein Paarmal den Rappen auf und ab gehen zu lassen und unbeschädigt wieder abzusteigen. —

Ein junger Offizier stand dabey und sahe alles mit an. Ohne daß er bisher mit jemand ein Wort gesprochen hatte, trat er jetzt herzu und verlangte, daß man ihm erlauben möchte, den Rappen auch zu versuchen. Der Roßhändler und der Käufer, so wie auch der Knecht, warnten ihn und suchten ihm sein Vorhaben auszureden. — Ha! sagte er, ich habe mehr Pferde geritten, die wohl noch wilder waren, und der Rappe sieht noch nicht

darnach aus, mich abzuwerfen. Er bestand auf seinem Verlangen, und man mußte nachgeben.

Er setzte sich auf, das Pferd bäumte sich, er erhielt sich gut darauf, brachte es sogar zum Schritt; aber jetzt, vermuthlich weil er zu sicher war, fieng er an, den Rappen zu tummeln. Er wurde wild, jagte rechts und links, ohne daß ihn der Reiter erhalten konnte, und rennte mit ihm durch eine fast nur halb geöffnete niedrige Hausthüre. — Der Offizier konnte sich nicht schnell genug bücken, sein Kopf wurde fast zerschmettert, er stürzte herab und blieb halbtodt auf der Stelle. Nach drey martervollen Tagen starb er.

Wenn auch nicht alle sogenannte Wagehälse so unglücklich sind, wie dieser verwegne bedauernswürdige junge Mann; wie viele wurden und werden Krüppel und leiden Schaden an ihrer Gesundheit auf Lebenszeit? Wohl Euch, liebe Kinder! wenn Ihr beide Fehler, Furchtsamkeit und Verwegenheit, glücklich vermeidet. Aber wie könnt Ihr, zum Beyspiel, Euch von Furchtsamkeit entwöhnen? Freylich kann sich der Furchtsame

nicht sogleich und auf einmal beherzt machen; aber hört, wie es einer meiner jüngern Freunde anfieng, der als ein Knabe von acht Jahren außerordentlich furchtsam war.

Man kann, was man will, wenn man will, was man kann.

Dieß Sprüchwort sagte ihm einst sein Lehrer, als er ihm eben viele vernünftige Vorstellungen, wegen seiner Furchtsamkeit, gemacht hatte. — Sie dürfen nur recht ernstlich wollen, fuhr er fort, und in kurzer Zeit werden Sie der Erste seyn, der eine so kindische Furcht lächerlich findet.

Karl, so hieß mein junger Freund, hatte zwar längst schon gewünscht, beherzter zu seyn; aber noch immer war es beym Wunsche geblieben. Jetzt nahm er sich ernstlich vor, dem Rathe seines Lehrers pünktlich zu folgen, und auf der Stelle den Anfang damit zu machen.

Es war gegen Abend, als er diesen vernünftigen Entschluß faßte; und sogleich bot sich ihm eine Gelegenheit dar, seinen guten Willen zu prüfen. — Wollen Sie noch ein

Veilchen mit mir im Garten spazieren gehen? Es ist so schön!' fragte ihn sein Lehrer. Karl hatte das nie gewagt, immer hatte er vorgegeben, es flögen so viele Fledermäuse umher, und er erschrecke jedesmal, wenn eine auf ihn zugeflogen käme. Schon hatte er wieder seine alte Entschuldigung auf der Zunge; doch er besann sich. Du hast dir vorgenommen deine Furchsamkeit abzulegen, dachte er; du willst, also mußt du auch können! und damit willigte er ein.

Sie giengen eine Zeitlang in dem Garten auf und nieder; und da der Lehrer Karls Aufmerksamkeit durch mancherley unterhaltende Gespräche beschäftigte, so fiel es diesem gar nicht ein, daran zu denken, daß es immer dunkler wurde. Jetzt wollten sie bey einer Laube vorüber gehen; plötzlich stand Karl still, und der Lehrer, der ihn bey der Hand hatte, fühlte, daß er zittere.

Lehrer. Was fehlt Ihnen, lieber Karl?

Karl (der sich von seiner Hand ängstlich loszumachen sucht). Nichts! nichts! Aber, (immer unruhiger) ich dächte, wir giengen nicht weiter, es wird nun gar zu finster.

Lehrer.

Lehrer. Sehen Sie nicht, daß dort der Mond heraufkommt? —

Karl. Der Mond? Wo denn?

Lehrer. Kommen Sie nur weiter, dort auf den freyen Platz, da werden Sie ihn gleich unter der kleinen Wolke hervortreten sehen.

Karl (den Lehrer zurückhaltend). Ja, ja, ich sehe ihn! ich sehe ihn! aber, es wird wirklich nun Zeit, daß wir aus dem Garten gehen.

Lehrer. Lieber Karl, Sie fürchten sich vor irgend etwas! Denken Sie an Ihren heutigen Entschluß. Sehen Sie etwas, das Ihnen Furcht macht? Reden Sie, wir wollen es untersuchen; und ich gebe Ihnen mein Wort, Sie werden finden, daß es gewiß nichts Fürchterliches, daß es vielleicht etwas ganz Natürliches ist. — Sie stehen noch an? Fassen Sie sich ein Herz, lieber Karl! Werden Sie sich dießmal überzeugen, daß Sie sich vergeblich ängstigten, so werden Sie vielleicht auf immer von Ihrer Furchtsamkeit geheilt seyn.

Karl (immer noch ängstlich nach der Gegend hin zeigend, wo er etwas Ungewöhnliches sahe). Sehen Sie nicht? dort — die lange Figur! Sehen Sie nicht? jetzt bückt sie sich, jetzt richtet sie sich wieder auf!

Lehrer (der sich alle Mühe giebt, das zu sehen, was Karl sahe). In Wahrheit, lieber Karl! ich sehe zwar dort sich etwas bewegen; aber, so viel ich in der Dunkelheit unterscheiden kann, ist es ein Strauch, den der Wind bewegt. Ist es nicht dort, neben der Birke?

Karl. Ganz recht, neben dem Baume mit der weißen Rinde!

Lehrer. Das ist, in der That, nichts mehr und nichts weniger als ein Strauch, mit dem der Wind spielt; kommen Sie nur ein Paar Schritte näher, damit wir es deutlicher sehen können. Doch, jetzt tritt der Mond hervor! Sehen Sie nun, jetzt können Sie es deutlicher kennen!

Die Mondhelle und das Zureden seines Lehrers flößten Karln so viel Muth ein, ein Paar Schritte näher zu gehen: und siehe da, die lange Figur war wirklich nichts als ein Strauch, dessen schwache hervorragende Zweige

von

von dem Winde gebogen wurden; dann schien es, als ob sie sich bückten; ließ der Wind nach, so richteten sie sich wieder auf.

Fürchten Sie sich noch? fuhr der Lehrer fort. Wenn wir nun nicht näher gegangen wären, nicht wahr, lieber Karl! Sie würden sich, wer weiß was, unter der scheinbar fürchterlichen Figur gedacht haben? Werden Sie mir nun in Zukunft glauben, wenn ich Ihnen sage, daß hinter allen solchen Erzählungen, von wunderbaren Gesichten und Erscheinungen, in den meisten Fällen, nichts mehr ist, als etwas ganz Gewöhnliches? Gewöhnen Sie sich doch ja in Zukunft, an allen solchen Geschichten wenigstens zu zweifeln; und sollte Ihnen irgend einmal etwas Aehnliches begegnen, so fassen Sie Muth, gehen Sie darauf: los und gewiß Sie werden nie etwas Uebernatürliches entdecken, was Sie fürchten müßten.

Karl war beschämt, freute sich aber zugleich, seine Furcht dießmal überwunden zu haben, und erneuerte seinen Entschluß, in Zukunft in allen Fällen beherzter zu seyn. Auch führte er ihn von Stund an treulich aus.

Er

Er konnte bisher nicht ohne Nachtlicht schlafen: er versuchte es einmal, er schlief gut; und nie verlangte er wieder ein Licht. Kröten, Frösche, Spinnen, Eidechsen und andere dergleichen Thiere waren ihm bisher unausstehlich gewesen; er entsetzte sich jedesmal, wenn er eins derselben gewahr wurde. Auf Bitten seines Lehrers untersuchte er diese Thiere genauer, wagte es sogar sie anzugreifen; und als er sahe, daß sie nicht so häßlich waren, als sie ihm seine Einbildungskraft geschildert hatte, und da er ihren Nutzen kennen gelernt, wich er ihnen nicht mehr so bänglich aus, hatte vielmehr oft seine Freude an dem Hüpfen und Quacken der Frösche, und an dem melancholischen Gequarre der Kröten, bewunderte oft die künstlichen Gewebe der Spinnen und ihre List, ihre Feinde zu erhaschen, und sahe mit Vergnügen die schön gezeichneten Eidechsen hin und her schlüpfen.

Wenn er vorhin im Ernst die Fledermäuse abscheulich fand und vor Schrecken oft überlaut schrie, wenn ihm eine über den Kopf hinweg flog, so gieng er nun geflissentlich auf die Jagd, um eine zu fangen, damit er sie genauer

genauer untersuchen könnte; denn er wußte, daß sie nur dann auf Menschen zuflögen, wenn sie durch irgend ein Stück sehr weißes Zeug, am Anzuge derselben, geblendet würden, und daß sie nur im Taumel, wie die Mücken und Motten, nach sehr hellen Gegenständen hingezogen würden. — Nach vieler Mühe gelang es ihm, eine zu fangen: und wie freute er sich, ein so wunderbar gebautes Thier, das halb Maus, halb Vogel war, genauer kennen zu lernen!

Es wandelte ihn wohl dann und wann noch einige Furcht an, wenn er etwa des Abends allein war, und ihm, im Finstern, auf seiner Stube oder im Hause, oder auf einem Spaziergange etwas Befremdendes vorkam; doch sein Entschluß war fest, niemals zurück zu weichen und jedesmal zu untersuchen, was an der Sache sey, die ihn stutzig mache; und da er immer fand, daß es unbedeutende Dinge waren, welche die Dunkelheit oder seine Einbildungskraft vergrößerte oder verhäßlichte, so brachte er es bald dahin, daß er überall und bey jeder Gelegenheit ruhig blieb. Wie sein Lehrer ihm vorhersagte, so traf es zu. Er lachte in der

Folge

Folge oft über seine kindische Furchtsamkeit und über alle die, welche denselben Fehler an sich zeigten. Viele Furchtsame belehrte er durch sein Beyspiel; und ich wünsche, daß alle, die diese Geschichte lesen und die etwa diesen Fehler an sich haben, der ihnen gewiß recht schädlich werden kann, wenn sie ihn nicht ablegen, ebenfalls durch Karls Beyspiel belehrt und zu dem Entschluß gebracht werden, den er faßte und so glücklich ausführte.

Schweigen ist eine Kunst,
Schwatzen bringt Ungunst.

Ferdinand war so unglücklich, seine guten Aeltern zu verliehren, da er noch nicht acht Jahr alt war. Sie starben beyde schnell hinter einander, und eine alte Verwandte nahm Ferdinand, den sie immer geliebt hatte, zu sich. Sie führte ein sehr eingezogenes Leben, selten besuchte sie jemand von ihrer Bekanntschaft und noch seltner kam sie selbst aus dem Hause. Inzwischen sahe sie es doch gern, wenn ihr jemand etwas Neues erzählte;

und

und unser Ferdinand, der von Jugend auf gewohnt war, auf Alles aufmerksam zu seyn, womit er Andern gefällig werden konnte, merkte es auch bald seiner guten Pflegemutter ab, daß sie gern etwas Neues höre.

Es that ihm immer weh, wenn sie ihn nun fragte, ob er nichts Neues wisse, nur allzuoft mit Nein! antworten zu müssen. Wie konnte er in seiner Lage auch viel Neues erfahren? In dem Hause, worin seine Pflegemutter wohnte, lebte nur noch eine Familie, die aber ein eben so stilles Leben führte, als seine Verwandte. Er wurde mit einigen andern Kindern, bey einem benachbarten Freunde, von einem Privatlehrer unterrichtet; aber auch hier trug sich nicht viel Neues zu. Und doch kam er, außer wenn er in Gesellschaft seiner jungen Schulfreunde, unter Aufsicht ihres Lehrers, einen Spaziergang machte, fast gar nicht aus dem Hause.

Aus Gefälligkeit gegen seine (ich hätte beynahe gesagt — neugierige) gute Pflegemutter, gab er sich dem ungeachtet alle Mühe, immer etwas Neues zu erfahren; und ihr Lob, wenn er ihr nun seine Neuigkeiten mittheilte,

theilte, trieb ihn an, alle Mittel aufzubieten, immer recht viel Neues für sie einzusammeln. Anfangs begnügte er sich damit, sich bey seinen Bekannten und Freunden zu erkundigen, ob sie nichts Neues wüßten. Da aber diese oft eben so wenig wußten wie er, und da ihn wohl dieser und jener, wenn er etwa den Inhalt eines heimlichen Gesprächs wissen wollte, mit der Antwort abgefertigt haben mochte: daß er nicht Alles wissen müsse, so gieng er bald weiter. Er fieng an, sich mit den geringsten Leuten, mit Bedienten und Mägden in Unterredungen einzulassen, um von ihnen etwas Neues heraus zu locken; und zuletzt legte er sich sogar auf's Horchen.

Sehet da, liebe Kinder, wie auch ein sonst guter Mensch, denn unser Ferdinand war wirklich ein sehr gutes Kind, allmählich, zu so schlechten Handlungen verführet werden kann. Wohl wahr! er wurde dieser Horcher blos aus Gutmüthigkeit; aber wie manches unter Euch mag wohl an sich selbst, einen übeln Hang zur Neugierde haben! wie? wenn sie Euch nun auch zu solchen schlechten Mitteln verleitete, sie zu befriedigen? —

Laßt Euch durch Ferdinands Beyspiel warnen, denn jede schlechte Handlung hat ihre üblen Folgen nach sich, also auch die unverschämte Neugierde, die sich sogar nicht scheut, auf jede unerlaubte Art hinter die Geheimnisse Anderer zu kommen.

Kein Tag vergieng, an welchem Ferdinand nicht etwas Neues zu erzählen wußte; allein welchen Dank erndtete er dafür? Ey wohl war seine Pflegemutter gar sehr mit ihm zufrieden, wohl lobte sie ihn und machte ihm für seine Aufmerksamkeit, ihre Lieblingsneigung zu befriedigen, manches schöne Geschenk; aber was erfolgte? Gewöhnlich, merkt Euch das, liebe Kinder, gewöhnlich ist der Neugierige auch ein Schwätzer. Denn wozu wollte er auch sich so viel Mühe geben, Neuigkeiten zu sammeln; was wollte er auch damit anfangen, wenn er sie nicht mittheilen könnte? Das war nun gerade der Fall bey unsers armen Ferdinands Pflegerin. Wer sie besuchte, der erfuhr auch alle die schönen Nachrichten, die ihr Ferdinand auskundschaftet hatte; und fragte man, woher sie alle diese Neuigkeiten habe, so ermangelte sie nicht, ihre Quelle treulich anzugeben;

 und

und der arme Ferdinand kam dadurch, bey sehr vielen Personen seiner Bekanntschaft, in ein sehr übles Gerüchte. — Das war die erste üble Folge seiner übelverstandnen Dienstfertigkeit. Er bekam den Nahmen: der Zeitungsträger.

Da ihm nur daran gelegen war, immer recht viel Neues zu erfahren, so untersuchte er auch nie, ob das, was man ihm sagte, oder was er hörte, wahr oder falsch sey. Es konnte daher nicht fehlen, daß er oft nur halbwahre, oft wohl ganz falsche Nachrichten einzog und wieder erzählte. Ja, da man bald seine Begierde, Neuigkeiten einzusammeln, bemerkte, so machte sich mancher Spaßvogel ein Vergnügen daraus, ihm selbst erdichtete Geschichten und Vorfälle, als öffentlich bekannte, wahre Ereignisse anzuvertrauen. Ferdinand, der Niemand etwas Böses zutraute, weil er selbst gut war, glaubte Alles, erzählte also Alles treulich wieder, und die gute alte Mama theilte ihren Freundinnen und Nachbarinnen eben so treu Alles wieder mit, was sie nur von ihrem Ferdinand gehört hatte. Gewöhnlich fieng sie ihre Erzählungen auch damit an:

Da hat mir mein Ferdinand eine Neuigkeit mitgebracht u. s. w. — damit ja jedermann jedesmal erführe, von wem sich diese Klätschereyen herschrieben.

Armer Ferdinand! wie theuer kam dir deine Gutwilligkeit zu stehen!

Die lieben Freundinnen und Nachbarinnen unserer guten alten Mama pflegten sich jetzt, da sie immer etwas Neues zu erfahren wußten, öfterer bey ihr einzufinden als gewöhnlich. Nun soll es die Art solcher Freundinnen seyn, das, was sie hören, nicht nur sobald als möglich und gern wieder zu erzählen, sondern auch wohl eigne Zusätze dazu zu machen. So geschah es denn, daß das, was Ferdinand etwa noch Wahres erfuhr und mittheilte, von diesen Weitererzählerinnen gewöhnlich verfälscht, das Halbwahre völlig unwahr, und das Erdichtete mit neuen Erdichtungen verschönert wurde. Und doch behaupteten sie jedesmal, Alles, was sie sagten, sey Wort für Wort Nachricht, die sie unserm Ferdinand verdankten. Denn warum hätten sie verschweigen sollen, woher sie ihre Nachrichten wüßten, zumal wenn man ihnen, und das geschah oft, widersprach?

Ihr könnt leicht glauben, liebe Kinder! daß diese aufgefangenen Neuigkeiten nicht immer gleichgültige Dinge betrafen. Gewöhnlich waren es Plaudereyen von dieser und jener bedeutenden oder auch wohl unbedeutenden Person, und zwar oft nicht die besten. Wenn nun die Personen, von denen, durch Ferdinands unvorsichtige Zeitungsträgerey, oft die schlimmsten Dinge erzählt wurden, wieder erfuhren, wer diese Dinge zuerst erzählt habe; was, glaubt Ihr wohl, mußten sie von Ferdinand denken? Schon mehrmals hatte man ihm die unangenehmsten Verweise sagen lassen; schon mehrmals waren ihm sogar die beschimpfendsten Strafen gedroht worden; ja, ein hitziger Mann, von welchem er auch etwas Uebles erzählt hatte, beschimpfte ihn einst öffentlich in einer großen Gesellschaft; und wenig fehlte, so hätte er ihn gemißhandelt! Kurz, weit und breit wurde der arme Ferdinand als ein schlechtgesinnter junger Klätscher verachtet, der seine Freude darin setze, von andern Menschen üble Nachrichten auszubreiten. Er wurde von allen vermieden, weil Niemand seiner schwatzhaften Zunge traute.

Wünschtet Ihr wohl, an Ferdinands Stelle zu seyn? Doch jener Vorfall, als er öffentlich, in einer zahlreichen Gesellschaft, so sehr gedemüthigt wurde, war auch der letzte dieser Art, den er um seiner Schwatzhaftigkeit willen erlebte. Ich sagte Euch vorhin, daß er, mit einigen andern Kindern aus seiner Nachbarschaft, einen Lehrer hatte. Dieser erfuhr jenen Vorfall, und da er Ferdinand wegen seiner übrigen guten Eigenschaften liebte, beschloß er, seinen armen jungen Freund von seinem Fehler, wo nicht ganz zu heilen, doch aufmerksam auf sich selbst zu machen. Er lud ihn eines Nachmittags zu einem Spatziergange ein. Da dieß nichts Ungewöhnliches war, stellte sich Ferdinand zur bestimmten Stunde ein, wurde aber betroffen, als er keinen seiner jüngern Mitschüler sahe, die doch sonst mitzugehen pflegten.

Gehen wir ganz allein? fragte er, als der Lehrer seinen Hut nahm.

Ist Ihnen das unangenehm? — war die Gegenfrage. Ferdinand schwieg; sie giengen still, bis sie vor dem Stadtthore waren.

Sie kommen mir seit einiger Zeit nicht so heiter, als sonst, vor, sagte jetzt der Lehrer, als sie eine Zeitlang in den Feldern umhergegangen waren, und schon über verschiedene mehr oder weniger wichtige Dinge gesprochen hatten. Auch heute bemerke ich eine gewisse Schüchternheit an Ihnen, die ich unmöglich dem Umstande allein zuschreiben kann, daß Sie mit mir allein sind. Lieber Ferdinand, (er faßte ihn bey der Hand und stand mit ihm still) Sie wissen, daß ich Sie recht herzlich liebe, denn ich habe Sie immer für ein recht gutes Kind gehalten, wollen Sie sich mir nicht anvertrauen? Sie haben keinen nähern Freund als mich, Sie bedürfen Rath oder Beruhigung; wollen Sie mir nicht die Freude gönnen, Ihnen als Freund zu rathen, oder wenn sie einen Kummer hätten, ihn Ihnen vielleicht zu erleichtern?

Der Lehrer sprach mit der größten Rührung; Ferdinand wurde bewegt, die Thränen traten ihm in die Augen. Ach! sagte er endlich, Sie müssen es gewiß auch erfahren haben, was mir am verwichenen Sonntage begegnet ist; jedermann weiß es ja! Und ich bin doch so unschuldig!

Lehrer.

Lehrer. Was Ihnen begegnet ist? Ja, lieber Ferdinand, ich weiß es, und dieß, ist's wirklich dieß, was Ihnen Kummer macht?

Ferdinand. Wie könnte ich gleichgültig dabey geblieben seyn! Vor einer ganzen großen Gesellschaft so beschimpft und beynahe gemißhandelt zu werden — und nun — ach! ich wollte gern die grausame Beschimpfung vergessen; aber daß mir nun, wer mich sieht, mit Verachtung begegnet, auch sogar mehrere meiner jüngern Mitschüler! — Er konnte vor heftigem Weinen nicht weiter reden.

Lehrer. Ich beklage Sie, lieber Ferdinand, und zumal da Sie versichern, unschuldig zu leiden. Sie haben also das nicht gesagt, worüber man Ihnen so empfindliche Vorwürfe gemacht hat?

Ferdinand. Ich kann nicht leugnen, es meiner Frau Muhme gesagt zu haben; aber man hatte mir's zuvor erzählt, und so wie es dann weiter verbreitet worden ist, habe ich es auch weder gehört, noch meiner Muhme vorgetragen.

Lehrer. Das ist kein Wunder; oder wissen Sie noch nicht, daß jeder Vorfall, wenn er weiter erzählt wird, allemal mehr oder weniger Zusätze bekommt? Lieber junger Freund! sollte Sie diese Erfahrung für die Zukunft nicht vorsichtiger machen? — Glauben Sie mir, ich freue mich außerordentlich, Sie wegen jenes Vorfalls so bekümmert zu sehen. Ich sehe daraus, daß Ihnen das Urtheil anderer Menschen über Sie nicht gleichgültig ist, daß Sie Gefühl für Ehre haben und noch nicht leichtsinnig genug sind, sich über das hinwegzusetzen, was Andere von Ihnen denken. — Aber, lieber Ferdinand! wenn Ihnen daran liegt, daß Andere gut von Ihnen denken, glauben Sie denn nicht, daß Andere eben dasselbe wünschen? und daß es keinem verständigen Menschen gleichgültig seyn kann, ob seine Bekannten eine gute oder schlechte Meynung von ihm haben? — Sie sind darüber bekümmert, daß jener Vorfall so schnell sich verbreitet hat; nicht wahr, es würde Ihnen sehr lieb seyn, wenn Alle aus jener Gesellschaft, in der Sie, wie Sie sagen, so grausam beschimpft wurden, wenn Alle so menschen-

freund-

freundlich gedacht hätten, diesen Vorfall zu verschweigen?

Ferdinand. Ach! wenn sie das gethan hätten!

Lehrer. Erinnern Sie sich nicht an jene vortreffliche Regel: Was du nicht willst, daß dir Andere thun sollen, das thue ihnen auch nicht? Wie? lieber Ferdinand, glauben Sie noch ganz unschuldig gelitten zu haben? Ich bin gewiß, es ist nicht das erste Mal, daß Sie üble Nachrichten von Andern weiter verbreitet haben; wie? wenn nun jeder, der Sie kennt, auch alle Ihre Fehler bekannt machen wollte? Doch vieles wird von Andern erzählt, was nur halbwahr, oft was ganz falsch und erdichtet ist, — wenn Sie nun auch solche unwahre Plaudereyen hätten ausbreiten helfen? Hätten Sie dann nicht manchem vielleicht sehr guten Menschen das größte Unrecht gethan? O lieber Ferdinand, nichts ist leichter, als einen Menschen um seinen guten Nahmen zu bringen und ihn dadurch unglücklich zu machen! Welcher gute Mensch wird dieß aber thun wollen? Um Alles in der Welt möchte ich mir nicht den Vorwurf zu machen haben, einen Menschen durch meine

Schwatzhaftigkeit unglücklich gemacht zu haben. Denn es ist wahr, was das Sprüchwort sagt: Ehre verlohren, Alles verlohren! — Blos Ihrer Jugend, Ihrem Leichtsinn wird man jetzt Ihren Fehler verzeihen; man wird ihn vergessen, wenn Sie ihn in Zukunft vermeiden. Würden Sie aber fortfahren, sich dieses Fehlers schuldig zu machen, so würde auch Ihr guter Nahme verlohren gehen, man würde Sie als einen Klätscher verachten, jeder Verständige würde Ihren Umgang meiden, und Sie würden nie das Glück haben, einen wahren Freund zu finden. Denn welcher verständige Mensch würde es wagen, einem Plauderer seine Geheimnisse, seine geheimen Leiden und Freuden anzuvertrauen?

Ferdinand wurde völlig von seinem Unrecht überzeugt, er bereuete es herzlich, zu so manchem Verdruß Gelegenheit gegeben zu haben; und wie das gemeiniglich zu geschehen pflegt, wenn man sein Unrecht einsieht, und recht innig davon gerührt ist, er gestand seinem Lehrer sogar die Mittel und Wege, wie er oft zu seinen Neuigkeiten gekommen sey. Dieser zeigte ihm nun das Unanständige

und Niedrige seines Betragens, und wie leicht es hätte geschehen können, daß er durch seine große Vertraulichkeit mit Mägden und Bedienten, und besonders durch das jedem edlen Menschen so höchst erniedrigende Horchen, in noch weit größere Fehler hätte verfallen können.

Beschämt und reuig versprach Ferdinand seinem liebreichen Lehrer, gewiß nie wieder sich solche Fehler zu Schulden kommen zu lassen. Nur das Einzige machte ihm noch einige Sorge, wie er in Zukunft den neugierigen Fragen seiner, bis auf ihre Neugier, sonst so guten Muhme ausweichen könnte?

Freylich würde es unschicklich seyn, wenn Sie ihr Ihren Entschluß bekannt machen und die Ursachen angeben wollten, warum Sie sich entschlossen hätten, künftig weder ein Neuigkeitsjäger noch ein Schwätzer zu seyn; denn es würde scheinen, als wollten Sie ihr selbst eine gute Lehre geben, und dazu sind Sie noch zu jung. Allein demungeachtet sollen Sie ihr auch in Zukunft noch manches erzählen können, was ihre Neugier befriedigen wird, ohne daß Sie dabey sich eines Fehlers schuldig machen. Erfahren Sie nicht

auch

auch auf erlaubten Wegen manches Gute von Andern? Jeder gute Mensch macht sich eine Freude daraus, das Gute von Andern weiter bekannt zu machen und zu hören. Wird nun Ihre Muhme, da sie wirklich eine gute Frau ist, nicht auch mit solchen Nachrichten zu befriedigen seyn, welche die guten Handlungen oder Gesinnungen Anderer enthalten? Da Sie aber vielleicht nicht alle Tage etwas Neues dieser Art hören, so will ich Ihnen einige Jahrgänge der beliebten Beckerschen deutschen Zeitung leihen. Lesen Sie ihr daraus täglich etwas vor, oder erzählen Sie ihr das, was Sie für sich gelesen haben, wenn ihr das Vorlesen kein Vergnügen machen sollte; ich will Ihnen überdieß jede Woche das neue Blatt dieser Zeitung mittheilen, und es wird Ihnen gewiß dann, wenn Sie zumal das, was Sie sonst Gutes hören, oder was Sie selbst schon wissen, dazu nehmen, nicht leicht an Stoff fehlen, ihr täglich etwas Neues zu erzählen. Ich bin vollkommen überzeugt, Ihre Muhme wird an dieser Art Unterhaltung so viel Vergnügen finden, daß sie gern Ihre Stadtneuigkeiten entbehren wird; und sollte sie

jemals

jemals erfahren, wie das leicht geschehen kann, aus welchen guten Gründen Sie ihr nicht mehr Alles, was Sie etwa hören, hinterbringen, sie wird Sie weit mehr liebgewinnen, als Sie jetzt Ihre Neuigkeiten bey ihr beliebt gemacht haben. Freylich wird sie noch oft ihre gewohnten Fragen an Sie thun, ob Sie nichts Neues gehört haben; — haben Sie aber dann jedesmal, besonders im Anfange, eine angenehme Geschichte in Bereitschaft, so wird sie auch Ihre Entschuldigung, daß Sie nichts Neues aus der Stadt wissen, nicht unzufrieden machen.

Ferdinand dankte seinem Lehrer, mit gerührtem Herzen, für seine gütige Zurechtweisung, für seinen guten Rath und besonders auch für das Versprechen, ihm selbst Mittel zu verschaffen, wie er seine gute Muhme, die er kindlich liebte, angenehm unterhalten könnte, und gelobte auf's Neue, seinen Lehren pünktlich zu folgen.

Dadurch werden Sie mir vorzüglich danken, lieber Ferdinand, und werden mir diesen Tag unvergeßlich machen, wenn Sie Wort halten. Es wird Ihnen Anfangs etwas schwer werden, ich weiß es, denn üble

Ange-

Angewohnheiten lassen sich nicht so leicht ablegen, als wohl mancher Leichtsinnige glaubt. Ich irre mich gewiß nicht, Sie sind dadurch, daß Sie, Ihrer Muhme zu gefallen, immer etwas Neues zu erfahren suchten, selbst neugierig geworden, und haben sich durch das Wiedererzählen Ihrer Neuigkeiten das Plaudern angewöhnt. Hüten Sie sich also, daß Sie Ihrer Neugier auch nur ein einziges Mal nachgeben; denken Sie immer daran, daß das Horchen etwas sehr Niederträchtiges ist, daß ein Plauderer ein verächtlicher Mensch ist, dessen Umgang jedermann scheut, daß er viel Unglück anrichten kann; und überhaupt seyn Sie aufmerksam auf sich, nicht nur wenn Sie zu Hause, sondern auch vorzüglich, wenn Sie in Gesellschaft Anderer sind. Nur mit vielem Ernst und großer Aufmerksamkeit werden Sie beyde Fehler besiegen, die kein Mensch, dem es um die Liebe und Achtung Anderer zu thun ist, an sich dulden darf.

Doch, um Ihnen für heute einigen Stoff zur Unterhaltung Ihrer guten Pflegerin zu geben, und um Ihnen zu zeigen, welche gefährliche Folgen unvorsichtige Schwatzhaf-

tigkeit zuweilen haben kann, will ich Ihnen eine Begebenheit erzählen, die sich vor nicht gar langer Zeit in meiner Vaterstadt zutrug.

* * *

Es giebt eine Art Menschen, die, um für gute Gesellschafter gehalten zu werden, unaufhörlich sprechen. Es sind gewöhnlich sehr seichte Köpfe, denn der Verständige weiß zu schweigen; und da es ihnen, wenn sie die gewöhnlichen Artikel vom guten oder schlechten Wetter, von dem Anzuge der gegenwärtigen Herren und Damen, von den neuesten Moden in Kleidern, Equipagen, Hausgeräthe und dergleichen Dingen mehr, abgehandelt haben, natürlicher Weise an Gegenständen zu einer angenehmen Unterhaltung fehlen muß, so pflegen sie dann Alles auszukramen, was sie nur von ihren Bekannten Gutes oder Böses wissen. Sie maßen sich an, Urtheile über ihre Handlungen und Lebensweisen zu fällen, die zum Theil sehr lächerlich, zum Theil aber auch oft sehr boshaft sind, unerachtet sie es viel-

vielleicht nicht so böse meynen. Diese Schwachköpfe bedenken nicht, daß ihre unbesonnenen Plaudereyen für diejenigen, welche sie so oberflächlich beurtheilen, oft von den nachtheiligsten Folgen seyn können.

Ein solcher eitler Schwätzer war ein gewisser junger V., der beynahe auf demselben Wege zu diesem Fehler gekommen war, wie Sie, lieber Ferdinand. Er erzählte anfangs, auch blos aus Gefälligkeit, was er gesehen und gehört hatte; man lobte ihn, daß er so gut zu unterhalten wisse, tadelte oft in seiner Gegenwart seine übrigen Geschwister, die bescheidner und verschwiegner waren, als er; und so wurde er ein eitler Geck, der zwar schwachen Menschen, wie er selbst, oft mit seinen Plaudereyen, wie sie sagten, auf eine angenehme Art die Zeit vertrieb, dem vernünftigern Theile seiner Zuhörer aber noch öfter höchst beschwerlich und lächerlich wurde.

Einst hörte er einen seiner Bekannten über einen jungen Menschen sprechen, — aber wie alle Schwätzer thun, denn sie wollen nur immer allein das Wort haben, — nur mit halbem Ohre. Der Bekannte des jungen V. tadelte gegen einen Freund die Unvor-

Unvorsichtigkeit jenes jungen Menschen, daß er manches thue, was doch gewiß seinem Onkel, von dessen Wohlthaten er lebte und von welchem er sein ganzes künftiges Glück zu erwarten hätte, misfallen müsse. Er kleidet sich viel zu modisch, sagte unter andern der Bekannte, und man will ihn sogar mit einem Mädchen haben gehen sehen, die eben nicht im besten Rufe steht.

Aus diesen halbgehörten Bruchstücken eines vertrauten Gesprächs zwischen zwey Freunden setzte nun der junge V. eine Geschichte zusammen, und erzählte sie mit der größten Sorglosigkeit in einer zahlreichen Gesellschaft, als man eben von dem Onkel jenes jungen Menschen sprach. Der alte gute Mann ist zu bedauern, sagte V. mit einer altklugen Miene; wenn er wüßte, was für ein Leben sein Neffe führte, er würde seine Wohlthaten bald einschränken!

Wie so? (fragte eine Person aus der Gesellschaft, die, wie sich nachher zeigte, mit dem jungen Menschen nahe verwandt und in dem Hause des Onkels, als Freund desselben, sehr bekannt war.) Sollten Sie etwas wider seine Aufführung gehört haben?

So weit ich ihn kenne, zeigte er sich immer als einen sehr soliden jungen Mann.

Als einen soliden jungen Mann? O! in Wahrheit, mein Herr, fuhr der junge V. fort, so müssen Sie ihn nur sehr wenig kennen. Erkundigen Sie sich bey Personen, die ihn näher kennen, und Sie werden anders über ihn urtheilen. Sie kennen vielleicht seinen guten alten Onkel: nun, dann wissen Sie auch, wie wenig er für alles das ist, was modisch heißt. Nun frage ich Sie aber, wer richtet sich weniger nach dieser, vielleicht unbilligen Grille des guten Alten, als sein Herr Neffe? Er bekommt jährlich, so viel ich weiß, eine eben nicht große Summe zu kleinen Ausgaben; halten Sie es wohl für möglich, daß er damit seinen Geschmack an modischen Tändeleyen befriedigen, sich immer so gut kleiden, und so viele Lustparthieen mit machen könne? Wenn Sie ihn kennen, müssen Sie auch wissen, daß er dieß Alles mehr oder weniger öffentlich thut. Ist's nun also nicht nothwendig, daß er entweder Schulden mache, oder — —

Oder?

Oder? fragte der Freund des Onkels. Sie halten ihn also noch gröberer Vergehungen fähig?

O mein Herr, erwiederte der junge V. spöttisch lächelnd: wer sich nicht scheut öffentlich mit den übel berüchtigtsten Mädchen umzugehen, was kann man dem nicht zutrauen! Wollen Sie mir nicht glauben, so bitte ich, fragen Sie Herrn M. (dieß war der Nahme jenes Bekannten, dessen Gespräch er belauscht hatte,) den sie vermuthlich als einen glaubwürdigen Mann gelten lassen werden; er wird Ihnen noch mehr sagen können.

Der Freund des Onkels schwieg; doch schien ihn die Behauptung des jungen V. von der ausschweifenden Lebensart des Neffen seines Freundes sehr unruhig gemacht zu haben. Es fiel ihm ein Gespräch ein, welches er, nur einige Tage vorher, mit seinem Freunde gehabt hatte, worin dieser (der ein reicher Kaufmann war) ihm unter andern geklagt hatte: er müsse unter seinen Handelsdienern einen untreuen Menschen haben. Schon zu verschiedenen Malen habe sein Buchhalter, auf dessen Treue und Redlichkeit er sich verlassen könne, nicht unbedeutende Summen

 von

von eingerechneten und schon gepackten Geldern vermißt. Doch könne er noch auf keinen seiner Leute einen gegründeten Verdacht werfen.

Sie können sich leicht einbilden, lieber Ferdinand, auf wen jetzt der Freund des Onkels seinen Verdacht fallen ließ. Guter Gott! dachte er bey sich, sollte der Undank des Neffen deines Freundes so weit gehen? Sollte er, um seinen Hang zu Ausschweifungen zu befriedigen, sich an den Kassengeldern seines Wohlthäters vergriffen haben? Und doch, wer hat mehr und bessere Gelegenheit, dieß zu thun, als er? Ist er nicht oft ganze Tage allein auf der Schreib-stube? Wer kann es ihm aber zutrauen, da er sich, wenn er dieses Verbrechen begehen sollte, und es entdeckt würde, am meisten schaden würde? Sein offnes Gesicht, sollte es heucheln können? Wahr ist's, er macht viel Aufwand in neuen Moden; doch ich weiß ja nicht, was er jährlich von seinem Wohlthäter dazu empfängt? Aber wäre es gegründet, daß er mit übel berüchtigten Mädchen Umgang hätte, wer könnte ihn dann noch vertheidigen?

Unruhig und mismuthig verließ er kurz nach Anhörung des jungen V. die Gesellschaft, fest entschlossen, seinen Freund auf seinen Neffen wenigstens aufmerksam zu machen; doch wollte er zuvor von der Lebensart des jungen Menschen nähere Nachricht einziehen. Allein, wie es oft mit unsern besten Vorsätzen geht, daß sie ein Zufall vereitelt, so gieng es auch ihm. Sein Freund ließ ihn den Tag darauf zu sich zu Tische bitten; mit schwerem Herzen nahm er dießmal die Einladung an; denn er sahe vorher, daß es ihm viel Ueberwindung kosten würde, sich zurückzuhalten, wenn er, wie es gewöhnlich geschahe, den jungen Menschen am Tische seines Wohlthäters antreffen und vielleicht hören und sehen würde, wie gleißnerisch er seinem Freunde Liebe und Dankbarkeit heuchle.

Noch auf dem Wege nach dem Hause seines Freundes nahm er sich vor, an diesem Tage zu schweigen; aber kaum trat er in das Gesellschaftszimmer, und wurde des jungen Menschen gewahr, der eben mit seinem Onkel sprach; kaum sahe er, wie freundlich der Onkel den Neffen auf die Achsel klopfte und

 zufäl-

zufällig ihn auf's Neue seiner ganzen Liebe versicherte, so ließ er seinen Vorsatz fallen; er wurde unruhig bey dem Gedanken, daß vielleicht sein Freund seine Liebe an einen der undankbarsten Menschen verschwende.

Sein Freund kam ihm wie immer mit einer zärtlichen Umarmung entgegen; er war nicht im Stande, sie, so wie er gewohnt war, herzlich zu erwiedern. Zwar drückte er heftig die Hand seines Freundes, aber dieß verrieth desto mehr seine Unruhe.

Was ist Ihnen? Sie kommen mir sehr unruhig vor? fragte der Onkel. Ja wohl unruhig, erwiederte der Freund, und Gott gebe! daß ich mich irre! setzte er hinzu. Ich bin nicht im Stande, mich länger zurück zu halten; kommen Sie, nur auf einen Augenblick, mit mir in ein anderes Zimmer! Und damit zog er ihn fast mit Gewalt hinter sich her, so daß die Gesellschaft, welche an diesem Tage bey seinem Freunde speisen sollte, auf diesen Auftritt nicht nur aufmerksam gemacht wurde, sondern ein allgemeines Hin- und Herfragen entstand, was wohl zwischen den beyden Freunden vorgehen möge?

Kaum

Kaum hörte der Onkel, im Nebenzimmer, von seinem Freunde die schreckliche Vermuthung von der abscheulichen Undankbarkeit seines Neffen, als er fast bewußtlos auf einen Stuhl hinsank. So sehr ihn auch sein unvorsichtiger Freund dadurch einigermaßen zu beruhigen suchte, daß Alles, was er gesagt habe, doch nur bloße Vermuthung sey, so wenig wollte er weiter hören: Nein, nein! nichts ist gewisser! rief er wehmüthig aber laut genug aus, daß seine Stimme auch im Gesellschaftszimmer gehört werden konnte. Dank Ihnen, Freund, daß Sie mir eine Schlange kennen lernten, die ich an meinem Busen erzog! Schändlicher Bösewicht! ja, jetzt ist mir Alles deutlich. Wissen Sie, daß ich selbst ihn neulich in Gesellschaft eines der berüchtigsten Frauenzimmer sahe; der schmeichlerische glattzüngige Bube beredete mich, ich habe mich in seiner Person geirrt, ich glaubte ihm! O ich Thor! — Seine Affenliebe zu neuen Moden sahe ich seiner Jugend nach; aber Sie haben Recht! er konnte sie von dem nicht befriedigen, was er von mir erhielt. Ach! und Sie wissen noch nicht Alles! Vor einiger Zeit ist mir

aus meiner Schatulle ein diamantner Schmuck entwendet worden. Durch die genausten Nachforschungen entdeckte sich nur so viel, daß eben jenes berüchtigte Frauenzimmer sich um diese Zeit einen Ring fassen lassen, zu dem sie den meinigen völlig ähnliche Diamanten hergegeben habe. Jetzt ist mir's deutlich, woher sie diese Diamanten hatte. Mehr als einmal sagte man mir schon, mein Neffe habe diese und jene Lustparthie mitgemacht; und nie glaubte ich dem, was man mir von ihm sagte! — O ich unglücklicher alter Mann! auch diese einzige Hoffnung, einen jungen, wie mir's schien, meiner Liebe werthen Menschen glücklich zu machen, — den Sohn meiner einzigen Schwester! — auch diese ist hin! —

Er konnte nicht weiter reden, sank auf den Stuhl zurück und schien einer Ohnmacht nahe. Sein Freund rief nach einem Bedienten; aber die Gesellschaft, die schon lange die Stimme des guten Alten mit Unruhe angehört hatte, stürzte jetzt, auf den Ruf des Freundes, in das Nebenzimmer. Wie seinen Vater liebte der junge Mensch einen Wohlthäter, jetzt sahe er ihn leichenblaß

auf

auf einen Stuhl hingesunken, seinen Freund sorgsam um ihn beschäftigt; fast außer sich stürzte er auf ihn los, umfaßte seine Knie, seine Blicke zeigten, was in ihm vorgieng: was ist Ihnen, liebster, theuerster Onkel? fragte er mit zärtlichem Ungestüm. — Denken Sie sich nun seinen Zustand, als jetzt der Onkel, durch die Stimme seines Neffen aus seiner Betäubung erweckt, wüthend aufsprang und ihn mit Abscheu von sich stieß! Zurück, Bösewicht, daß ich mich nicht an dir vergreife! schrie der arme getäuschte alte Mann, der alle Fassung verlohren zu haben schien. Fort, aus diesem Zimmer, aus meinem Hause und auf immer aus meinen Augen! Danke es meiner Liebe zu deiner Mutter, wenn ich dich nicht den Händen derer überliefere, die solche Bösewichter zu züchtigen wissen. Abscheulicher, undankbarer Heuchler! — Thränen erstickten seine Stimme, er sank wieder auf den Stuhl zurück — und sein Neffe und die Gesellschaft?

Der arme, unglückliche junge Mensch stand blaß und sprachlos und ohne Bewegung da; aller Augen waren bald auf ihn, bald auf den Onkel geheftet; Niemand wagte es, die

fürchterliche Stille zu unterbrechen, die jetzt herrschte. Der Freund war der erste, der sich wieder regte. Er verließ den Onkel, nahte sich dem Neffen: Gehen Sie jetzt auf Ihr Zimmer, sagte er ihm, mit sanfter Stimme: Sie sehen, wie sehr Ihr würdiger Onkel in diesem Augenblicke wider Sie aufgebracht ist! Lassen Sie ihm Zeit, sich zu erholen! Gehen Sie! Sie schaden sich mehr, wenn Sie hier bleiben...

Was kann ich noch verlieren? unterbrach ihn der junge Mensch, mit einem Ton der Stimme, der alle Anwesende erschütterte. Ich kann nicht elender werden, als ich bin, wenn Sie mir Ihre Liebe entziehen — Gott im Himmel! (er trat näher nach dem Onkel zu,) was verbrach ich, liebster, theuerster Onkel, ich weiß nichts —

Nichts? Bösewicht! rief der Onkel mit heftiger Anstrengung. Nun, so wisse es denn die ganze Welt, da du noch die Frechheit begehest, mich aufzufordern. Wer, Bube! (er faßte ihn bey der Achsel, und schüttelte ihn,) wer bestahl meine Kasse? wer brach in meine Schatulle ein und nahm den Schmuck heraus? wer verschwendete das Gestohlne

mit

mit liederlichen Dirnen? Wer that das? rede! wer that das?

Gott! seufzte der Neffe, händeringend, mir diese schreckliche Beschuldigung?

O des abgehärteten, schamlosen Heuchlers, fuhr der Onkel im höchsten Zorn fort, dir, ja dir, Schlange, die ich an meinem Busen erzog!

Beruhigen Sie sich, lieber Freund, trat jetzt einer der Gäste dazwischen, nahm ihn bey der Hand und führte ihn nach dem Gesellschaftszimmer. Der junge Mensch stand lange, den Blick starr auf den Boden geheftet; er wurde nicht gewahr, daß er allein im Nebenzimmer geblieben war, denn die Gesellschaft war dem Onkel gefolgt.

Man gab sich indeß viele Mühe, diesen zu besänftigen; mehrere aus der Gesellschaft, unter ihnen auch der Freund, suchten es ihm wahrscheinlich zu machen, daß sein Neffe doch wohl unschuldig seyn könne. Niemand wußte etwas wider ihn; alle hatten ihn vielmehr, bey vielen Gelegenheiten, von der liebenswürdigsten Seite kennen lernen. Wenigstens behauptete die ganze Gesellschaft, verdiene er, daß man ihn zuvor höre, daß man die Beschuldigung auf das genaueste untersuche;

suche; man konnte sich nicht überreden, daß er so schändlicher Handlungen fähig sey.

Schon hörte der Onkel ruhiger auf die Vorstellungen seiner Freunde; es schien, als fange er an, seine Hitze zu bereuen; wenig fehlte, er hätte seinen Neffen rufen lassen, um seine Rechtfertigung noch vor Tische zu hören. Doch, da man den Ausgang nicht ganz gewiß vorher wissen konnte, drangen seine Freunde weiter nicht darauf. Man gieng zu Tische; aber eben, als man sich gesetzt hatte und eine kleine Stille herrschte, hörte man einen Schuß fallen. Ein plötzliches Entsetzen ergriff die Tischgesellschaft; alle vermutheten, was geschehen seyn könnte. Niemand wagte es zu sprechen, man sahe sich einander an, alle verstanden sich — da trat mit verstörtem Gesicht ein Bedienter herein und meldete die schreckliche Gewißheit. — Mit einem fürchterlichen Schrey sank der Onkel vom Stuhle, der Freund stürzte aus dem Speisesaal auf das Zimmer des unglücklichen jungen Menschen; er fand ihn ohne Leben, in seinem Blute, das Pistol, mit dem er sich in der Verzweiflung das Leben genommen, lag neben ihm. Auf seinem

Schreibetische fand man folgenden Brief an seinen Onkel:

„Vergeben Sie Ihrem Freunde, so wie „ich ihm vergebe; vergeben Sie mir, da ich „Ihnen das erste Mahl in meinem Leben „gegründete Ursache zum Kummer gebe. Ich „bin unschuldig; aber ich habe Ihre Liebe, „ich habe meinen guten Nahmen, ich habe „Alles verlohren! Gott beruhige Sie, und „lohne Ihre Liebe zu mir. Er verzeihe mir „den Schritt, zu dem mich Verzweiflung „bringt! Ihr bis in den Tod Sie mit dank„barer Liebe liebender Neffe!“

Vierzehen Tage nach dem Tode dieses Unglücklichen wurde einer der Handlungsdiener des Onkels, als Cassendieb, auf der That ertappt. Er gestand, daß er alle vermißte Gelder, und auch den diamantnen Schmuck gestohlen habe; daß er es gewesen sey, den man mit jenem berüchtigten Frauenzimmer gesehen und für jenen Unglücklichen gehalten habe; ähnliche Kleidung und Figur hatten das Misverständniß veranlaßt. — Der Onkel sank in tiefe Schwermuth, sein Freund schlich wie ein Schatten umher, und wünschte das Leben des armen, durch seine Schuld zum

Selbstmord gebrachten Unglücklichen mit seinem eignen erkaufen zu können. Und der junge V.? er, der eigentliche Stifter alles dieses Unglücks, was muß er empfunden haben, und noch empfinden, wenn er bedenkt, wie viel gute Menschen durch sein leichtsinniges Geschwätz unglücklich wurden! Er entfernte sich aus der Stadt, so bald er von der Veranlassung des Selbstmords, des von ihm so schändlich Verleumdeten hörte. Wie fürchterlich wird ihn sein Gewissen strafen, wenn er, wie viele, die ihn kannten, behaupteten, ein für Vergehungen der Art stark fühlendes Herz hat! — O lieber Ferdinand, lassen Sie sich rathen, noch ist es Zeit bey Ihnen, diesen oft so gleichgültig behandelten Fehler abzulegen; folgen Sie den Ermahnungen eines Freundes, zähmen Sie Ihre Neugier und Ihre Zunge. Sie sehen aus dieser Geschichte, wie viel Unheil ein leichtsinniger Schwätzer anrichten könne!

* * *

Die herzlichen Ermahnungen seines Lehrers sowohl, als die von ihm erzählte traurige Geschichte machten einen so tiefen Eindruck

druck auf Ferdinand, daß er nie wieder weder in den Fehler der Neugier, noch in den der Schwatzhaftigkeit verfiel. Aus den von dem Lehrer ihm geliehenen Beckerschen Zeitungen und andern Schriften, ähnlichen Inhalts, wußte er seine Pflegemutter so gut zu unterhalten, daß sie nur selten ihn nach Stadtneuigkeiten fragte. Und geschahe es ja, so entschuldigte er sich auf eine gute Art, und hatte immer etwas in Bereitschaft, womit er sie zu entschädigen suchte.

Daß es ihm so ganz leicht geworden sey, sich von seinen Fehlern zu befreyen, werdet Ihr wohl nicht glauben, liebe Kinder. Und freylich kostet es allemahl Mühe, sich von irgend einer angenommenen Untugend wieder los zu machen. Doch es muß jedem gelingen, wer so ernstlich dabey zu Werke geht, wie Ferdinand. Oft, wenn er ein Paar Personen mit einander heimlich reden hörte, wollte ihn seine Neugierde antreiben, sie zu behorchen, — oft überraschte ihn noch manche neugierige Frage; doch seine Aufmerksamkeit auf sich selbst brachte ihm immer noch zur rechten Zeit seinen guten Vorsatz in's Andenken, und dann entfernte er sich schnell von

dem

dem Orte wo seine Neugierde gereizt wurde. Eben so gieng's ihm mit der Schwatzhaftigkeit, zumahl wenn er etwa von irgend etwas genau unterrichtet war; dann wollte er oft der Erste seyn, der es erzählte — aber er überwand seine Eitelkeit, die ihn dazu verleiten wollte, und schwieg. Er erfuhr, daß Schweigen zwar eine Kunst sey, die aber doch erlernt werden könne; und hatte dafür, als er nun zu schweigen wußte, die Freude, daß man ihm jetzt mehr anvertraute als sonst, da er neugierig und schwatzhaft war. Seine Fehler wurden vergessen und man liebte jetzt seine Bescheidenheit und Verschwiegenheit.

Schmeichler sind gefährliche Gesellschafter.

Lottchen war die einzige Tochter vornehmer und reicher Eltern, sie hatte eine glückliche Bildung, war vielleicht schön, und ein natürlicher Witz machte ihre Unterhaltungen angenehm. Bis in ihr zehntes Jahr blieb sie ein liebenswürdiges Kind, zuvorkommend, freundlich, dienstfertig und gutthätig; wer

sie kannte, mußte sie lieben. Aber jetzt wurde sie von ihrer Mutter oft mit in große Gesellschaften genommen, und hier hörte sie sich, vorzüglich in Gegenwart ihrer Mutter, bald wegen ihrer Schönheit, bald wegen ihres angenehmen Witzes, bald wegen ihres Geschmacks in der Wahl ihres Anzuges, bald aus andern Ursachen loben; und, wie das leider! nur allzuoft zu geschehen pflegt — der Gift der Schmeicheley verfehlte auch bey Lottchen seine Wirkung nicht. Lottchen glaubte bald selbst, sie sey schön, besitze guten Geschmack, und ihre witzigen Einfälle und Erwiederungen müßten alle gefallen; mit einem Worte, sie wurde eitel und von sich selbst so eingenommen, daß sie alle ihre jungen Freundinnen in jeder Rücksicht weit hinter sich wähnte.

Von der Zeit an verwendete sie beynahe den größten Theil des Tages, auf nichts als ihren Putz; in Gesellschaft, (sie versäumte nun nicht leicht eine Gelegenheit, wo sie sich zeigen konnte,) drängte sie sich hervor, war nie glücklicher, als wenn ein Schwarm junger Herrn sich um sie her versammelte, um ihrer Schönheit zu huldigen, ihren Witz zu be-

bewundern und ihr Schmeicheleyen zu sagen: und bald wurde sie — geziert und unnatürlich, ihr Witz wurde abgeschmackt, sie selbst aber von allen Verständigen bedauert und von ihren Schmeichlern selbst lächerlich gemacht.

Aber hatte sie denn keine Freundin, keinen Freund, der sie auf sich aufmerksam gemacht hätte? Merkte denn ihre Mutter nicht ihre Veränderung?

Liebe Kinder, ein Mädchen, das von sich eingenommen ist, das einmal den süßen Gift der Schmeicheley gekostet und wohlschmekkend gefunden hat, hört nicht auf freundschaftliche Warnungen. Sie hält sie gewöhnlich für Ausbrüche des Neides; und wie viele Menschen giebt's wohl, die es wagen würden, einem Mädchen wie Lottchen, deren Eltern vornehm und reich waren, die Wahrheit zu sagen? Und ihre Mutter? Hörte sie nicht täglich ihre Tochter von allen Zungen loben? War es nicht ihre einzige? Und hatte sie wohl Gelegenheit und Zeit, ihre Tochter, oder die Personen, welche sie lobten, so genau zu beobachten, um zu erfahren, ob man auch so von

ihr

ihr spreche, wie man denke? Sind nicht viele vornehme und reiche Leute zu sehr mit sich selbst, mit ihrem Anzuge, mit ihren Gesellschaften und Lustparthien beschäftigt, als daß sie sich noch genau um die Bildung ihrer Kinder bekümmern könnten? Und sind nicht die Mütter sehr selten, die ihre Kinder unpartheyisch beurtheilen? schweift nicht gewöhnlich ihre natürliche Liebe zu ihnen aus?

Sie hatte zwar eine sogenannte Gouvernante oder französische Mamsell; aber leider war es eine von denen, die sich nur um die Aussenseite ihrer Zöglinge bekümmern; was hätte diese also an ihr tadelnswürdiges finden können? Der Lehrer, welcher ihr täglich einige Stunden gab, fühlte zwar ihre große Veränderung, er ließ es auch nicht an Winken fehlen, die sie hätte benutzen können; aber seine Zurechtweisungen fielen, wie jener Saame, unter die Dornen, sie wurden bald durch andere Gedanken verdrängt und wieder vergessen.

Möchtet ihr doch das Glück erkennen, liebe Kinder, die Ihr solche gute Eltern und Freunde um Euch habt, die keinen Eurer Fehler unbemerkt lassen, die Euch überall

zurechtweisen, wo Ihr in Gefahr seyd, Euch zu verirren! Oder möchtet Ihr, die Ihr Euch vielleicht in Lottchens Lage befindet, die sanfte Stimme des Freundes hören und benutzen! Ihr wisset nicht, ob Euch jemals das Glück so wohl will, daß Ihr noch zu rechter Zeit von dem Wege zurückgebracht werdet, der nur allzuoft schon junge Personen in großes Unglück führte. Lottchen hatte dieß Glück; und wohl ihrem guten Herzen, daß es noch empfänglich war für Wahrheit, um ihre Fehler zu erkennen und den Vorsatz zu fassen, sie abzulegen.

Eines Tages hatten ihre Eltern große Gesellschaft bey sich. Lottchen hatte sich, nach ihrer Meynung, auf's Köstlichste und Geschmackvollste herausgeputzt, und suchte besonders bey Tische, durch ihren seyn sollenden Witz mehr als je zu glänzen. Von allen Seiten sagte man ihr die schönsten Sachen, ein junger Herr suchte es dem andern in ausgesuchten Schmeicheleyen zuvor zu thun. Wenn sie sprach, schwiegen alle; und schwieg sie, so schien es bloß darum zu geschehen, um wieder eine Artigkeit zu hören. Alles vom Kopf bis zum Fuß an ihrem Anzuge wurde

schön

schön und herrlich gefunden; alles, hieß es, trug bey, um sie zu verschönern.

Eine Zeitlang war Lottchen ungemein glücklich; aber bald bemerkte sie, daß sie einem jungen, schönen Manne, den sie von ihrem Vater vorzüglich hatte rühmen hören und der ihr zum Unglück gerade gegen über saß, mit allen ihren witzigen Einfällen auch nicht ein einziges kleines Lächeln abgewinnen können. Zu keinem von allen den Lobsprüchen, die ihrem Anzuge und vorzüglich ihren Reizen gemacht worden waren, hatte er auch nicht einmal durch ein oberflächliches Kopfnicken seinen Beyfall gegeben. Immer war er ernsthaft geblieben, hatte sich mit seinem eben so ernsthaften Nachbar unterhalten; auf ihre Fragen an ihn war ihr nur ein kurzes: Ja, Mademoiselle, oder Nein, Mademoiselle, zur Antwort gegeben worden; und einigemahl war es ihr sogar vorgekommen, als hätte er mit seinem Nachbar misbilligende Blicke gewechselt, wenn sie eben etwas recht Witziges gesagt zu haben glaubte und ihre Nachbarn ihr deshalb irgend eine Artigkeit gesagt hatten.

Diese auffallende Ernsthaftigkeit eines schönen, jungen, sonst sehr lebhaften Mannes ihr gegen über verbitterte ihre ganze Freude. Sie wurde merklich unruhig, suchte sich zwar wieder ihre alte Laune zu geben, versuchte sogar den jungen Mann in ein Gespräch zu ziehen, allein vergebens. Ihr misglückte jeder Einfall, und der junge Mann blieb ernsthaft wie zuvor. Sie würde vielleicht einen tödtlichen Haß auf ihn geworfen haben, wäre nicht eben jetzt aufgestanden und sie von der Nothwendigkeit befreyt worden, es länger anzusehen, wie man ihr gegen über so kalt und fühllos bleiben könne. Ihre Eitelkeit war auf's schmerzlichste gekränkt.

Nach Tische zerstreute sich die Gesellschaft in verschiedne Zimmer. Ein Theil setzte sich an Spieltische; andere schlossen kleine Zirkel, um sich durch unterhaltende Gespräche die Zeit zu kürzen; andere giengen in den anstoßenden Garten spatzieren. Den letztern Theil der Gesellschaft führte Lottchen an, denn wo hätte sie nicht die Erste seyn sollen? Auf diesem Spatziergange wurde nun des ernsthaften Gesichts ihres Ruhestörers bald vergessen; denn die sie begleitende Gesellschaft

ließ

ließ es ihr nicht an Aufmunterungen zur Zufriedenheit mit sich selbst fehlen. Ein Bedienter, der sie zu ihrer Mutter rufte, störte dieß Vergnügen. Sie verließ schnell ihre Begleiter, und noch im Hinwegeilen hörte sie ihren schönen Wuchs loben — das letzte Lob, das ihrer Eitelkeit schmeichelte!

Ihre Mutter, die an einem Spieltische beschäftigt war, von dem sie sich nicht entfernen konnte, hatte sie rufen lassen, um ihr, ich weiß selbst nicht mehr, was? aus einem verschloßnen Cabinet zu bringen. Sie entledigte sich ihres Auftrages; und als sie fragte, ob ihre Mutter noch etwas zu befehlen habe, bekam sie die Antwort: sie könne wieder zu ihrer Gesellschaft gehen. Um aus dem Spielzimmer in den Garten zu kommen, mußte sie durch ein kleines Zimmer, worin eine kleine Gallerie ausgewählter guter Gemählde und Kupferstiche aufgehangen war. Sie vermuthete Niemand darin, riß schnell die Thüre auf und wollte vor einem Spiegel nachsehen, ob Alles an ihrem Anzuge noch in gehöriger Ordnung sey, als sie den jungen Mann mit seinem ernsthaften Tischnachbar erblickte, die sich mit Betrachtung der Gemählde unter-

hielten, durch ihr schnelles Hereinkommen aber gestört, wie es ihr dünkte, mit einer befremdenden Miene sie ansahen.

Lottchen war in Verlegenheit und unschlüßig, ob sie weiter gehen, oder umkehren sollte, um auf einem andern Wege in den Garten zu kommen. Doch sie besann sich schnell, machte den beyden ernsthaften Herrn eine flüchtige Verbeugung, und eilte bey ihnen vorbey durch das Zimmer in den Garten. Sie war nicht zwey Schritte gegangen, als ihr einfiel, daß sie, bey ihrem Austritt aus dem Zimmer, an dem jungen Manne eine auffallende Miene bemerkt habe, die ihr eine Art von Bedauern ausgedrückt zu haben schien. — Sollten sie nicht jetzt von dir sprechen? dachte sie bey sich. Eine gewisse innere Stimme sagte ihr, daß sie sich wohl schwerlich viel Lobenswürdiges von ihr sagen würden; und dennoch wünschte sie, das Gespräch mit anhören zu können. Ohne sich zu bedenken, ob das, was sie thun wollte, schicklich oder unschicklich sey, gieng sie zurück in ein anderes kleines Zimmer, welches nur durch eine Tapetenwand von dem getrennt

war,

war, worin die beyden Herren sich befanden, und — hörte folgendes Gespräch:

Sie schweigen? schloß der junge Mann eine von Lottchen nicht gehörte längere Anrede an den Aeltern.

Seit wie lange sind Sie hier im Hause bekannt? fragte der Aeltere.

Der Jüngere. Es wird das drittemahl seyn, daß ich hier speise; außerdem bin ich nur einmahl hier gewesen, als ich meine erste Aufwartung machte.

Der Aeltere. Sie haben also das gute Kind, das wirklich mehr zu beklagen ist, als Sie glauben, zu einer Zeit kennen lernen, wo sie schon beynahe gänzlich verdorben war. Nur vor zwey Jahren noch war sie das liebenswürdigste Mädchen, das ich kenne.

Der Jüngere. Schade, ewig Schade um das arme Kind. Sie hat eine so glückliche Bildung; aber sie kommt mir, ich weiß nicht, wie ich's nennen soll, so verzerrt, und ihre Farbe so kränklich vor —

Der Aeltere. Sahen Sie nicht, wie fürchterlich eng sie zusammengeschnürt war? Ist es ein Wunder, wenn sie blaß und krank

aussieht, die sonst wie eine aufknospende Rose blühte?

Der Jüngere. Und die Sucht, zu gefallen, scheint nicht wenig beyzutragen, ihr gezierte Mienen zu geben, die ihr unmöglich natürlich seyn können.

Der Aeltere. Ihr Gesicht war sonst der reinste Spiegel der Unschuld und Offenheit der Seele; ihr Betragen war natürlich und ungezwungen. Jetzt ist Alles an ihr geziert. Sie würden ihre Mienen noch entstellter gefunden haben, wären heute mehr junge Frauenzimmer ihres Alters zugegen gewesen, die ihre Eifersucht erregt hätten. Heute war Niemand da, der ihr Unruhe hätte machen können.

Der Jüngere. Und doch schien mir's, als ob sie, gegen Ende der Tafel, etwas beunruhiget hätte; ihre fast unerträgliche Redseligkeit, ihr Haschen nach Witz schien auf einmal gehemmt zu werden.

Der Aeltere. Wo ich nicht irre, war es Ihre Ernsthaftigkeit, Ihre Ruhe und Kälte, mit der Sie mit ihr sprachen, die sie beunruhigte.

Der

Der Jüngere. Leicht möglich; es kann ihr, die nur immer gewohnt ist, ihr entgegen lächelnde, einschmeichelnde Gesichter in ihrer Nähe zu sehen, die so lange schon gewohnt ist, jede ihrer kleinsten, unbedeutendsten Handlungen, jeden ihrer Einfälle, und wäre er auch noch so abgeschmackt, lobpreisen zu hören — ja, ja! es kann ihr wohl befremdend vorgekommen seyn, mich ihr gerade gegen über so eiskalt und ernsthaft zu sehen. Aber ich bitte Sie, welcher Gutdenkende könnte durch seine Beystimmung zu alle den tollen und übertriebenen Schmeicheleyen seinen Beyfall geben wollen? Sollte ihr meine Ernsthaftigkeit Unruhe gemacht haben, so würde mir das einen Beweis geben, daß ihr Verstand noch nicht völlig verschroben, und ihr Herz noch nicht völlig verdorben sey. Und dann wünschte ich nichts mehr, als daß sie heute nur einen der jungen Herrn bemerkt hätte, die bey jeder Schmeicheley, die sie ihr sagten, sich fast jedesmal in die Lippen bissen, um ihr Lachen zu verbergen, oder sich einander oder ihren Nachbarinnen zuwinkten und sich so auf die grausamste Art über das arme eitle Mädchen lustig machten.

(Lott-

(Lottchen, die alles dieß sehr deutlich hörte, hätte sich jetzt beynahe selbst verrathen. Daß ihre Schmeichler sich über sie lustig machen sollten, dieß war ihrem Herzen zu viel. Sie fuhr von der Tapetenwand zurück, und wäre in laute Klage ausgebrochen, hätte sie sich nicht noch zu rechter Zeit besonnen, daß man sie hören und sie sich des Vergnügens berauben würde, noch mehr Nützliches zu erfahren. Sie wischte sich die hervorbrechende Thräne vom Auge und trat wieder an ihren Ort.)

Es ist ein großes Unglück für solche Kinder, hörte sie jetzt den Aeltern sagen, daß sie nicht begreifen wollen, alle die Höflichkeiten und Artigkeiten, die ihnen erwiesen werden, erzeige man ihnen größtentheils blos um ihrer Eltern willen. Ich bin gewiß, Lottchen würde noch ein gutes Kind seyn, hätte sie nicht vornehme und reiche Eltern. Wie viele glauben nicht, sich die Gunst ihrer Mutter zu erwerben, wenn sie ihrer Tochter schmeicheln!

Der Jüngere. Aber die Mutter wird allgemein für eine Frau von viel Verstand gehalten; wie kommt es, daß sie diesem Unwesen nicht steuert, oder daß sie ihre Tochter nicht

nicht wenigstens vor den Gefahren solcher Schmeicheleyen warnt?

Der Aeltere. Lieber Freund, welche Mutter hört nicht gern ihre Töchter loben? Wäre ihr würdiger Vater nicht mit so vielen Geschäften überhäuft, oder hörte er nur selbst einmal die tollen Uebertreibungen, mit denen man dem armen Mädchen den Kopf verrückt: ich bin gewiß, es würde bald anders werden. Doch man hütet sich wohl, in seiner Gegenwart, oder wenn man sieht, daß er auf seine Tochter aufmerksam ist, sich solche Possen zu erlauben. Denn ich versichere Sie, nicht alle die jungen Herrn, die sie immer umlagern, sind solche seichte Menschen, die gewohnt sind, allen jungen Mädchen schöne Sachen zu sagen, ohne weiter etwas dabey zu denken. Mehrere derselben treiben sichtbar ihr Gespött mit ihr — wiewohl Sie haben das heute bey Tische selbst bemerken können.

Der Jüngere. Ich war heute mehr als einmal im Begriff, sie nach Tische aufzusuchen, um sie so behutsam als möglich auf sich und ihre Schmeichler aufmerksam zu machen; allein ich fürchtete, vielleicht gar

das Uebel ärger zu machen. Doch denke ich, wenn sie, wie Sie sagen, ein natürlich gutes Herz hat, sie würde die warnende Stimme des Freundes nicht mit Verachtung zurückweisen. In Wahrheit, ich beklage sie....

Hier hörte Lottchen die Gesellschaft, welche sie verlassen hatte, aus dem Garten zurückkommen; um nicht überrascht zu werden, gieng sie ihr entgegen — aber wie ganz anders klangen ihr jetzt die artigen Vorwürfe, die man ihr wegen ihrer langen Abwesenheit machte! Sie wünschte nichts mehr, als einige Zeit allein seyn zu können, um über das, was sie gehört hatte, mit Ruhe nachdenken zu können. Es sollte ihr an diesem Tage nicht so wohl werden, die Gesellschaft blieb bis spät in die Nacht beysammen; sie konnte sich, ohne eine Unartigkeit zu begehen, nicht entfernen. Aber auch dieses gezwungene Bleiben unter Menschen, die sie nun mit ganz andern Augen betrachtete, diente zu ihrer Besserung. Sie hatte mehr als einmal Gelegenheit, die geheimen Winke zu bemerken, die man sich unter einander gab, um die Schmeicheleyen dadurch gleichsam wieder gut zu machen, die man ihr ertheilte.

Sie erkannte die Wahrheit jeder einzelnen Bemerkung der beyden Ernsthaften; und ihr Entschluß, sich zu bessern, wurde immer fester.

Einige Tage brachte sie in großer Unruhe zu. Es that ihr wehe, daß sie so lange das Ziel der Spöttereyen solcher Menschen hatte seyn müssen, die sie für ihre Freunde gehalten hatte. Nur ihr gutes Herz sicherte sie vor Haß gegen diese gefährlichen Menschen. Sie empfand tiefen Kummer, wenn sie bedachte, daß viele gute und verständige Menschen sie, wo nicht verächtlich, doch lächerlich gefunden haben würden. Allein ihr natürlicher guter Verstand sagte ihr, daß sie bald, wenn man ihre Veränderung bemerken werde, ihre Liebe und Achtung wieder gewinnen könne. Sie sahe sich nach einer Freundin um, die verständiger und besser als sie wäre, in deren Busen sie ihren Kummer ausschütten könnte, die ihr rathen, die sie warnen sollte, wenn sie in Gefahr geriethe, wieder in ihre alte Fehler zurückzufallen, und war so glücklich sie zu finden.

Es währte freylich eine ziemliche Zeit, ehe sie den Schwarm der Schmeichler von sich verscheuchte; denn sie konnte es nicht über

sich

sich gewinnen, sie mit der Verachtung von sich zu weisen, die sie verdienten. Doch als man endlich wahrnahm, daß es ihr ein wahrer Ernst sey, wenn sie versicherte, daß man sie beleidigen werde, wenn man fortfahren wolle, ihr Dinge vorzusagen, die sie durchaus für unnatürliche Schmeicheleyen aufnehmen müsse; als man sahe, daß sie sich jedesmal entfernte, wenn man anfing, ihr über irgend etwas eine Artigkeit zu sagen — so verlohren sich allmählig diese zudringlichen Herrn aus ihrer Nähe, und sie hatte die Freude zu sehen, daß ihre Stellen bald durch die bessern und verständigern ihrer Bekannten ersetzt wurden.

„Sie müssen mir, in Wahrheit, sehr wenig Verstand zutrauen", hörte sie einst der ernsthafte junge Mann, der die erste Veranlassung zu ihrer Besserung beygetragen hatte, einem jungen Herrchen antworten, der ihr eben etwas recht Verbindliches gesagt zu haben glaubte — „Sie müssen mir in Wahr„heit sehr wenig Verstand zutrauen, wenn „Sie sich wirklich überreden können, daß ich „glauben soll, ich verdiene das Lob, welches „Sie mir zutheilen. Doch ich bin über„zeugt, Sie scherzen; doch wünschte ich,

„wenn

„wenn Ihnen anders an meiner Achtung et„was gelegen ist, daß Sie dieser Art Scherz „gegen mich in Zukunft sich nicht mehr er„lauben möchten.“

Der junge ernsthafte Mann hatte Lottchen lange nicht gesehen: Wie? dachte er bey sich, als er sie so vernünftig und ernst sahe, sollte das eitle Mädchen so schnell sich geändert haben? — Er beobachtete sie selbst, erkundigte sich bey seinen Freunden; doch dieß hätte er nicht nöthig gehabt, er fand bald, daß Lottchen, durch die liebenswürdigste Bescheidenheit, jetzt eben so sehr seine Achtung und den Beyfall Aller verdiene, als sie vorher seinen strengen Tadel, wegen ihrer großen Eitelkeit, verdient hatte. Lottchen bemerkte bald, daß sie in den Augen ihres ernsthaften Richters sehr gewonnen habe; doch hatte sie jetzt nicht nöthig, über seine Aufmerksamkeit auf sie unruhig zu werden; vielmehr sahe sie es sehr gern, wenn er, wie er zuweilen that, sich viel mit ihr beschäftigte. Der junge Mann ward ebenfalls bald gewahr, daß Lottchen gern mit ihm sich unterhalte; ihre gegenseitige Achtung wuchs mit jedem Mahle, da sie sich sahen, und bald erwuchs aus dieser Achtung die zärt-

lichste gegenseitige Liebe. Im achtzehnten Jahre wurde Lottchen die glückliche Gemahlin des jungen würdigen Mannes und ist jetzt Mutter zwey liebenswürdiger Töchter, die an ihrer Hand zu Mustern der schönen weiblichen Bescheidenheit für alle junge Mädchen heranblühen.

Höflichkeit ist nicht Falschheit.

Rede wenig, höre mehr! Dieses Sprüchwort, dessen Befolgung allen Kindern ungemein nützlich seyn würde, hatte auf Eduard, als es ihm einst von seinem Vater erklärt wurde und als er den Nutzen begriffen hatte, den er davon haben würde, wenn er sich darnach richten wollte, einen so lebhaften Eindruck gemacht, daß er von der Zeit an den Beynahmen des Stillen erhielt. Er war so aufmerksam, wenn Andere, die er für verständiger hielt, als sich selbst, sprachen, und sahe es so ungern, wenn er in seiner Aufmerksamkeit durch irgend etwas gestört wurde, daß er oft blos deswegen mit seinen Geschwistern in kleine Streitigkeiten gerieth, weil er

zu wenig an ihren Gesprächen und Zeitvertreiben Theil nehmen wollte. Kein Wunder, daß er in seinem neunten Jahre schon viel verständiger war, als mancher leichtsinnige Knabe im vierzehnten; kein Wunder aber auch, daß er, wegen seiner großen Jugend, manches Gespräch über ernsthafte Gegenstände nicht völlig begrif, wiewohl er gewöhnlich, wenn ihm etwas dunkel vorkam, seinen Lehrer um Erläuterung zu bitten pflegte.

Einst hatten seine Eltern eine große Gesellschaft bey sich, und unter diesen befand sich ein alter Freund seines Vaters, der durchaus keine Komplimente, wie er's nannte, vertragen konnte. Er ergriff jede Gelegenheit, um diese französische Komplimentirsucht zu verspotten, und auch an diesem Tage sprach er bey Tische beynahe von nichts, als von dieser ihm sehr abgeschmackt vorkommenden Sache.

Sonst galt ein Wort ein Wort, sagte er unter andern, und man konnte sich auf das Wort verlassen; jetzt versichert man auf Ehre und Gewissen und auch kein Einfältiger ist einfältig genug, daß er einer solchen Versicherung trauen sollte. Ein herzlicher Händedruck und wenn's hoch kam, ein freundschaft-

licher Kuß, war sonst hinreichend, mich von der Freundschaft meiner Lieben zu versichern; jetzt sehe man einmal die Scharr- und Kratzfüße die gemacht werden, und höre die unterthänigen und gehorsamen Diener — o, daß ihr Komplimente machen müßtet! Wenn ich sonst jemand unversehens auf den Fuß trat, so war's an mir ihn um Verzeihung zu bitten, denn ich war der Unvorsichtige; jetzt macht man mir eine Verbeugung, als wenn man mich um Vergebung bitten wollte. Geh' ich zur Thür' hinaus — giebt's Komplimente, komme ich zurück — wieder Komplimente. Setz' ich mich zu Tische, will ich wieder aufstehen, müssen Komplimente gemacht werden. Rede ich und man versteht mich nicht, so fragt man: was ich befehle? ob ich den Leuten gleich nicht so viel (er bließ sich über die flache Hand) zu befehlen habe und ob sie mir gleich gewiß alle in's Gesicht lachen würden, wenn ich sie beym Wort nehmen und ihnen etwas befehlen wollte u. s. w. — Und nun vollends der Unfug mit den Titeln im Umgange sowohl, als in Briefen; muß man sich nicht oft den Kopf darüber zerbrechen, um nur herauszufinden, ob man sich einen un-

ter-

terthänigen, oder gehorsamsten, oder ergebensten Diener unterschreiben solle? und wer denkt wohl etwas dabey, wenn er sich in einem Briefe, an einen sonst unbedeutenden Menschen, einen unterthänigen Diener nennt? — Und wenn wir nun unsere Kinder zu einer solchen modischen Höflichkeit Anleitung geben, erziehen wir sie da nicht geradezu zur Falschheit?

Soweit hörte Eduard dem ehrlichen Alten mit der größten Aufmerksamkeit zu, jetzt nahm sein Vater das Wort, um die Behauptung seines Freundes etwas einzuschränken; allein Eduard konnte dieß nicht hören, denn in demselben Augenblicke erinnerte ihn seine Schwester, die neben ihm saß, daß er, so lange sie schon bey Tische wären, auch noch nicht ein einziges Wörtchen mit ihr gesprochen habe. Wie gewöhnlich entschuldigte er sich damit, daß er lieber reden höre, als mit ihr plaudere. Sein Schwesterchen beschuldigte ihn der Ungefälligkeit; darüber kam es zu einem kleinen Wortwechsel, und Eduard büßte das Vergnügen ein, das angefangene Gespräch, das ihm so anziehend geschienen hatte, bis zu Ende zu hören. Doch hatte er die Aus-

fälle des Alten auf Alles, was er bisher für Höflichkeit gehalten, genau gefaßt; und da er ihm nichts weniger als Unrecht zu haben schien, entschloß er sich so schnell und leichtsinnig wie Kinder pflegen, denen es noch an reifer Beurtheilung fehlt, um nicht auch für falsch gehalten zu werden, Alles, was nur einem Komplimente ähnlich sähe, zu meiden.

Seine Veränderung, denn Eduard hielt sich Wort, fiel sehr bald auf; zumal da er bisher einer der artigsten und gefälligsten Knaben gewesen war. Sein Lehrer bemerkte sie zuerst, und da er die Ursache derselben leicht errieth und seinen Zögling genau kannte, so schlug er auch einen eignen Weg ein, ihn von seinem Irthum zurückzubringen. Er legte es so an, daß Eduard durch eigne Erfahrung erkennen lernte: daß nur der Höfliche und Artige von Andern wieder Höflichkeit und Artigkeit erwarten könne; daß der Unartige in keiner guten Gesellschaft wohl gelitten sey, daß der Höfliche hingegen überall gern gesehen werde, und durch seine Gefälligkeiten und zuvorkommenden Artigkeiten sich bey

je-

jedermann beliebt mache. Nur dann erst, als er diese Erfahrungen gemacht hatte, belehrte er ihn: daß Höflichkeit nicht Falschheit sey.

Allein Ihr wünschet vielleicht zu wissen, wie das Alles eins nach dem andern erfolgte? wünschet wohl selbst überzeugt zu werden, daß man höflich seyn könne, ohne falsch zu seyn? Und freylich wäre mir's lieb, Euch Alles eben so wieder erzählen zu können, wie es sich zutrug; aber leider! weiß ich selbst nur das Wichtigste, was besonders zu Eduards Besserung beytrug, und wenn ich auch alle kleine Umstände wüßte, würde ich nicht fürchten müssen zu weitläuftig zu werden? Verständige Kinder werden aber auch aus dem Wenigen, was ich Ihnen von dieser Sache mittheilen werde, begreifen lernen, wie nothwendig, besonders für junge Leute, ein höfliches und immer gefälliges Betragen sey.

Eduards Lehrer hatte einen Freund, in dessen Hause er manchen schönen Abend sehr vergnügt zuzubringen pflegte. Er gieng nie ohne Eduard dahin, und Eduard kannte keine liebere Gesellschaft, als die liebenswür-

digen Kinder des Freundes seines Lehrers. Sie waren mit ihm, ziemlich alle, in einem Alter, und eines derselben besonders, ein Knabe von neun Jahren, war unserm Eduard so lieb geworden, daß er fast keinen Tag beschließen konnte, ohne seinen kleinen Freund gesehen und sich mit ihm gefreuet zu haben.

Der Vater dieser Kinder sahe die wachsende Freundschaft dieser beyden Knaben mit wahrem Vergnügen; denn er war ein Kinderfreund, die Kinder mußten immer unter seinen Augen ihre frohen Spiele und Unterhaltungen vornehmen, er bemerkte daher sehr bald die guten Eigenschaften Eduards. — Aber eben so schnell bemerkte er auch jetzt seine Veränderung, ohne daß ihn sein Freund hätte darauf aufmerksam machen dürfen. Diese Bemerkung war aber auch sehr leicht zu machen; denn wem hätte es nicht auffallen sollen, einen jungen Menschen, der vorhin so zuvorkommend, so gefällig, so höflich und artig war, jetzt auf einmal so steif, so verlegen, oft wiederum so geradezu und ungebunden zu sehen? Bald fieng er deshalb an zu wünschen,

schen, daß Eduard, dessen Betragen auf seine Kinder einen nachtheiligen Einfluß hatte, seine Besuche einschränken möchte.

Eines Nachmittags erhielt Eduards Lehrer einen Brief von seinem Freunde. Er erbrach ihn, las und wurde unruhig. Eduard, der eben bey ihm war, bemerkte dieß, und da er den Ueberbringer des Briefes als einen Bedienten aus dem Hause des Vaters seines jungen Freundes kannte, erkundigte er sich: ob etwas unangenehmes vorgefallen sey? Der Lehrer stand ein Weilchen nachdenkend. Ich beklage Sie, lieber Eduard, sagte er endlich, das Unangenehme trift blos Sie. Gern schonte ich Sie, indeß Sie müssen es doch einmal erfahren, und ich habe das gute Zutrauen zu Ihnen, Sie werden sich durch eine Ihnen gewiß sehr schmerzhafte Erfahrung von einem Vorurtheile abbringen lassen, das ich durch belehrende Zurechtweisung mich kaum hinlänglich zu bekämpfen getraute. — Lesen Sie diesen Brief.

Eduard, der schon beym ersten Worte seines Lehrers in die größte Unruhe versetzt worden war, nahm mit schüchternem Blicke den

Brief, schlug ihn aus einander, las die Unterschrift und sahe unruhig und verlegen den Lehrer an. — Lesen Sie, wiederholte der Lehrer, lesen Sie! Eduard las mit unsicherer Stimme und gegen das Ende schluchzend folgenden Brief:

Lieber Freund! Es ist heute meines Karls Geburtstag und Sie wissen, daß ich nicht gern eine Gelegenheit vorbey lasse, meinen Kindern, wenn sie es durch Folgsamkeit, Fleiß und gutes Betragen verdienen, eine Freude zu machen. Ich habe daher beschlossen, zu Karls Ermunterung im Guten, diesen Abend durch ein kleines Familienfest feyerlich zu machen. Wir Alle würden aber viel an unserm Vergnügen verlieren, wenn Sie nicht daran Theil nehmen könnten; ich soll Sie daher, in meinem und Aller Nahmen, auf's feyerlichste einladen, sich heute Nachmittags, um vier Uhr, auf meinen Garten einzufinden, und so viel gute Laune mit zu bringen, als Sie nur in Ihrer Gewalt haben.

Gern würde ich auch Ihren sonst so guten Eduard zu unserm kleinen Feste einladen, allein ich bin überzeugt, Sie werden

den es mir und uns Allen nicht verdenken, wenn wir wünschen, heute durch nichts in unsrer Freude gestört zu werden, und es kann Ihnen nicht unbekannt geblieben seyn, daß der sonst so gesittete, artige Eduard, sich es seit einiger Zeit zum Gesetz mache, Andere durch ein auffallend ungesittetes Betragen wider sich aufzubringen. Sogar meinen Kindern ist es aufgefallen, und wenn es ihnen auch jetzt misfällt, könnte sein Beyspiel nicht wenigstens mit der Zeit ihnen nachtheilig werden? Ich gebe Ihnen das zu bedenken, und finden Sie meine Furcht nicht ungegründet, so werden Sie auch leicht schließen, daß ich mir seine Besuche, für alle Zukunft, wenn er sein Betragen nicht ändert, so selten als möglich wünschen kann. Sie werden am besten wissen, wie Sie ihm meinen Wunsch beyzubringen haben. Wir erwarten Sie also heute allein, um vier Uhr schließt sie an sein freundschaftliches Herz — Ihr ꝛc.

Eduard hatte ein gutes Herz, er liebte seinen kleinen Freund, denn er war es, dessen Geburtstag gefeyert werden sollte,

so herzlich; er hatte viel Hochachtung für den Vater desselben; denkt Euch, was er empfunden haben müsse, als er diesen Brief bis zu Ende gelesen! Nicht bey dem Feste seines lieben Karls zugegen seyn zu dürfen, vielleicht auf immer des Vergnügens seines Umgangs beraubt zu werden, die Achtung des würdigen Vaters seines Freundes und einer Familie verloren zu haben, in der er oft so froh gewesen war und es immer zu seyn hofte — und von allen diesen traurigen Nachrichten auf einmal überrascht zu werden! — Ein Strom von Thränen rollte ihm über die Wangen, er stand mit niedergeschlagenem Auge, den leidigen Brief immer auf- und zuschlagend; sein Lehrer ihm gegen über, mit einem Blick des herzlichsten Bedauerns, erwartend, ob der arme Eduard irgend etwas zu seiner Rechtfertigung hervorbringen würde. Er wartete vergeblich; endlich unterbrach er die traurige Stille. Finden Sie, fragte er, daß Ihnen mein Freund Unrecht thut?

Eduard. (mit einem unsichern Blick auf seinen Lehrer) Ich weiß nicht, daß ich jemand beleidigt hätte, und wäre es geschehen,

so

so habe ich es ganz wider meinen Willen gethan.

Lehrer. Sie haben nicht geradezu beleidigt; aber können Sie leugnen, daß Ihr Betragen seit einiger Zeit ganz anders ist, daß Sie sich sehr zu Ihrem Nachtheil geändert haben?

Eduard. (zuversichtlich) Zu meinem Nachtheil? O, ich weiß recht gut, was Sie meynen! Aber sollte man das an mir tadeln, wenn ich nicht falsch seyn will?

Lehrer. Ist höflich seyn, falsch seyn? Muß man um nicht falsch zu scheinen, unartig, oder, um es mit dem rechten Namen zu belegen, grob werden?

Eduard. Grob? — aber erinnern Sie sich nicht, es ist freilich schon lange her, erinnern Sie sich nicht mehr eines Gesprächs, das einmal über Tische gehalten wurde? Der alte S. (dieß war der Namen des alten Freundes von Eduards Vater,) speißte bey uns; ich weiß, daß Sie mir selbst einmal sagten, er sey ein alter wackerer und sehr verständiger Mann, und er war's, der — —

Lehrer. Der sich besonders über die heutige Komplimentirsucht lustig machte, wollen

Sie

Sie sagen? Ich erinnere mich dieses Gesprächs sehr wohl, lieber Eduard. Allein hörten Sie auch, was Ihr Herr Vater darauf erwiederte? Eben da Sie auf die vortreflichen Bemerkungen, die er bey dieser Gelegenheit machte, am meisten hätten aufmerksam seyn sollen, wurden Sie von Ihrem Schwesterchen gestört, Sie geriethen mit ihr in einen Wortwechsel und giengen mit einem Vorurtheil wider eine Sache von Tische, die an sich nicht den bittern Tadel verdient, mit dem sie gewöhnlich von alten, geraden Leuten verworfen zu werden pflegt.

Eduard. Es ist wahr, meine Schwester stöhrte mich damals, und ich wurde eben darüber ein wenig aufgebracht, weil ich nicht hören konnte, was mein Vater sagte. Aber er kann es doch unmöglich gebilligt haben, daß man falsch ist; und bin ich nicht falsch, wenn ich zum Beyspiel zu jemand sage: ich bin Ihr gehorsamer Diener, oder es freut mich, Sie recht wohl zu sehen, und dergleichen mehr, und wenn ich entweder gar nichts, oder vielleicht gerade das Gegentheil bey dem denke, was ich sage?

Lehrer.

Lehrer. Nicht wahr, lieber Eduard, falsch ist derjenige, welcher anders redet, als er denkt, oder welcher anders scheint, als er ist? Falschheit und Verstellung sind hier einerley?

Eduard. Ganz recht, und wenn ich jemand sage: ich bin ihr gehorsamer Diener, und denke nicht dabey, daß ich's wirklich bin, so — —

Lehrer. So sind Sie darum bey weiten noch nicht falsch, denn derjenige, dem Sie es sagen, weiß ja, daß Sie ihm nur ein gewöhnliches Kompliment machen wollen? Ganz etwas Anders wäre es, wenn Sie es ihm ausdrücklich versicherten, wenn Sie ihm sagten, daß er es nicht für ein gewöhnliches Kompliment aufnehmen solle. Redeten Sie dann nicht so, wie Sie dächten, und der Andere verließe sich nun auf Ihre Versicherung, dann würde ich selbst sagen, Sie sind falsch. Und eben so verhält sich's mit allen übrigen Artigkeiten, die man sich gewöhnlich zu sagen pflegt. Jedermann weiß, daß es blos die Sprache der Höflichkeit ist, die man in solchen Fällen redet, und wird sich nie auf solche Ergebenheits- und Dienstversicherungen verlassen, er müßte denn ein sehr einfältiger und uner-

unerfahrner Mensch seyn, der ein Kompliment von einer ernsthaft gemeinten Freundschaftsversicherung nicht unterscheiden könnte.

Eduard. Aber wozu nützen nun die Komplimente? Warum schweigt man lieber nicht, anstatt etwas zu sagen, was jedermann weiß, daß es soviel als nicht gesagt ist?

Lehrer. Ich will mich auf Ihre eigne Erfahrung berufen, lieber Eduard! und lassen Sie sehen, ob Sie mir dann nicht Recht geben werden, wenn ich die Komplimente doch nicht für so ganz unnütz halte. Besinnen Sie sich einmal und antworten Sie mir aufrichtig: waren Sie nicht allemal in Verlegenheit, seitdem Sie sich vorgenommen haben, alle Komplimente zu vermeiden, wenn Sie in eine Gesellschaft eintraten? Anstatt daß Sie sonst gewohnt waren, nachdem Sie Ihre gewöhnliche Verbeugung gemacht hatten, diesen oder jenen aus der Gesellschaft besonders anzureden, was thaten Sie jetzt? Nicht wahr, Sie warteten, bis Sie angeredet wurden, und die Fragen, die man endlich an Sie that, was waren es anders, als gewöhnliche Komplimente, und doch bin ich gewiß, es war Ihnen lieb, daß Sie angere-

sie herbey) Sie sind ja rein, da, nimm sie, und laß die Schuhe seyn. Die Schwestern werden dir ja doch ein anderes Band annehen, wenn du sie darum bittest.

Ernst. Ich trete aber so derb auf, wenn ich Stiefeln trage — nun gieb nur her! — Sie lassen sich auch so schwer anziehen —— (er besieht sie, fährt mit der Hand hinein) sie sind naß gewesen, nun sind sie zusammen getrocknet.

Heinrich. Ich bitte dich recht sehr, besieh' sie doch nicht so lange! Zeig' doch her! es ist ja nicht so schlimm, wenn du ein Weilchen darin gehst, wirst du nichts fühlen. Nun mache! mache!

Ernst zieht sie an, aber es geht sehr langsam; jetzt ist er damit zu Stande, aber ein Strumpf war nicht fest gebunden, durch das Anziehen des Stiefels hat er Falten geworfen, Ernst bemerkt's, sucht den Stiefelknecht, um ihn wieder auszuziehn. Jetzt hört man rufen.

Heinrich. Hörst du? Wir werden gerufen, ich muß nun gehen.

Ernst. Sag' nur, ich würde gleich kommen! Hörst du, Heinrich?

Heinrich hörte es nicht, denn er war, nach seiner gewöhnlichen Munterkeit, schon vor der zweyten Zimmerthüre, da ihn Ernst noch bey sich glaubte. Dieser zog nun den Stiefel aus, zog die Falten des Strumpfs glatt, und den Stiefel wieder an. Jetzt besann er sich, daß seine Haare noch in Unordnung waren, die er sonst vor dem Waschen in Ordnung zu bringen pflegte! — „Daß auch der Heinrich allemal so eilen muß! brummte er weinerlich; nun werde ich mich noch einmal waschen müssen!“ — Die Haare waren in Ordnung, er trat an den Waschtisch, — aber das reine Wasser war verbraucht! — Was das für ein bequemer Mensch ist, schalt er auf den Bedienten, bringt da so wenig Wasser, daß man sich nicht einmal waschen kann! Was soll ich nun machen? Wer weiß wo er nun ist, er wird mich nicht hören, wenn ich ihn auch rufen wollte! Indem er so sich berathschlagte, hörte er auf der Straße jemand stark reden. Das zog ihn an's Fenster, mehrere Gegenstände zerstreuten ihn, er vergaß Wasser und Anziehn, da kam Heinrich, der eine gute Viertelstunde bey seinen Eltern gewesen war, wieder zurück.

Nein, um des Himmels willen! bist du denn noch nicht angezogen? fragte er, als er in das Schlafzimmer trat.

Ernst erzählte ihm, was ihn aufgehalten habe. Aber, fuhr Heinrich fort, warum hast du deine Haare nicht eher in Ordnung gebracht? Und wie sehr wirst du dich denn beschmutzt haben? — Ich muß dir nur sagen, daß die Eltern wieder sehr ungehalten auf dich sind, daß du nicht mit mir gekommen bist. Weißt du auch, daß heute schon der vierte Tag ist, da du ihnen keinen guten Morgen geboten hast? Und nun ist's schon halb acht Uhr. Wenn du dich nun so lange beym Frühstück aufhältst, so will ich gern sehen, wie du deine Sachen lernen wirst. Mache doch ja, daß du zum Lernen kommst. Lottchen kann ihre Sachen und Minchen gewiß auch, ich weiß meine Wörter auch; wenn du nun wieder der einzige bist, der nichts kann? Und bist doch der älteste! Ich habe dich so lieb, wenn du dir nur dein langsames Wesen abgewöhnen wolltest, wie vergnügt könnten wir nicht seyn! Aber du machst jedesmal unsern guten Lehrer verdrüßlich, und wie oft schmälen die Eltern! — Hier, lieber

 Ernst!

Ernst! die Mutter hat mir ein Paar Aepfel zum Frühstück gegeben; du sollst freylich keine bekommen, aber ich will mit dir theilen; mache nur auch recht hübsch geschwind, daß du vollends fertig wirst und lernen kannst.

Ernst hatte ein gutes Herz, wie ich schon gesagt habe; die Vorstellungen seines guten Bruders brachten ihn daher nicht auf, wie das wohl sonst unter zänkischen Geschwistern zu geschehen pflegt, zumal wenn die jüngern, an den ältern etwas mit Grund auszusetzen finden. Vielmehr fühlte er, daß Heinrich Recht habe, auch hatte er schon oft den Vorsatz gefaßt, sich zu bessern, wenn er, wie das täglich geschah, zu mancherley Verdruß Anlaß gegeben. Jetzt, da sein Bruder die Aepfel mit ihm theilte, wurde er sogar innig gerührt und versprach so schnell als möglich zu seyn, auch eilte er, so lange Heinrich bey ihm war, aber dieser hatte kaum das Zimmer verlassen, so kam ihm schon wieder ein Hinderniß und Heinrich mußte noch einmal bitten, ehe er endlich, nach beynahe anderthalb Stunden, völlig angekleidet war.

Um acht Uhr war er fertig mit dem Frühstück, nachdem ihn Heinrich mehr als zehen mal

man sich über eine befremdende Neuigkeit, die erzählt worden war und er bemerkte das Lachen oder die Verwunderung, so zeigte er jedesmal durch die Fragen: Was war's denn? Worüber lacht man denn? Was erzählte denn Papa? u. s. w. — daß er wieder im Traume gewesen sey. Es war seinem Geschwister verboten, seine Neugierde in solchen Fällen zu befriedigen; er erfuhr also niemals, was er doch sogern gewußt hätte, oft entstand daher, blos deswegen zwischen ihm und seinem Geschwister Streit und immer, wenn nach der Ursache gefragt und sie bekannt wurde, fielen die Verweise auf ihn allein — demungeachtet blieb er der Alte!

Eben so langsam und träumerisch speiste er. Wer nicht mit dem ersten fertig ist, galt die Regel an seines Vaters Tische, der bekommt nicht vom zweyten! Sie war blos seinetwegen gegeben, um ihm die übertriebne Langsamkeit abzugewöhnen; er hatte schon öfters manche Schüssel müssen abtragen sehen, von der er nichts bekam — und doch gieng's ihm auch heute so, da er doch so ernstlich versprochen hatte, auf-

merksam auf sich zu seyn. Ein Hund war der gewöhnliche Gegenstand, mit dem er sich, oder der vielmehr ihn beschäftigte, und ihn das Essen und Trinken vergessen und alles überhören machte.

Nicht besser gieng es bey der Spazierfahrt und beym Besuch des alten Christoph. Als er des Abends erzählen sollte, was er gesehen, wie er den Alten eingerichtet gefunden, was er ihm aufgetragen habe? — so wußte er von Allem so wenig, daß es schien, als habe er den Weg und die ganze Zeit über, die er auf Christophs Gütchen zugebracht, geschlafen. Alles war ihm neu, was seine Geschwister zu erzählen wußten.

Soll ich Euch noch sagen, wie er da sich betrug, als er des Abends zurück kam und bey seinen Eltern einige Freunde fand, die zum Besuch da waren? Oder wie er beym Abendessen oder beym Schlafengehen sich zeigte? Ich dächte, ich hätte es nicht nöthig; es wird Euch leicht seyn, Euch seine Aufführung selbst zu denken. Immer träumend und unaufmerksam, schläfrig und unthätig, wo er munter und achtsam

seyn

seyn sollte; immer mit andern Dingen, und zwar den kleinsten Kleinigkeiten in Gedanken, oder mit den Händen, Augen und Ohren beschäftigt, oder gar auf den Winkel brütend, wenn man gerade das Gegentheil an seinem Geschwister sahe.

Daß Ernst, bey einer solchen Art zu leben und zu handeln, wenn man anders seine Träumerey handeln nennen darf, sehr weit hinter seinem jüngern Bruder zurückblieb, könntet ihr schon aus dem Betragen Heinrichs gegen ihn und daraus vermuthen, was ihm sein Vater sagte, wenn Ihr es es auch selbst Euch nicht denken könntet. Er blieb ein einfältiger und in allen Stükken unwissender Mensch, der überdies noch, bey dem besten Herzen, seinem Geschwister und allen seinen kleinen Freunden, mehr aber noch seinem Lehrer, viele unangenehme Stunden machte. Daß seine Eltern keine große Freude an ihm haben konnten, begreift Ihr leicht. — Möchtet Ihr nun wohl einem solchen Menschen ähnlich seyn oder werden wollen? Ihr sagt: Nein! — Recht gut! Aber du kleiner Leichtsinniger, der du oft, wie es Ernst im Anfange that,

bey Kleinigkeiten dich länger verweilst, als du solltest; der du manches Geschäft, das jetzt von dir gethan werden sollte, auf eine andere Stunde, wohl gar auf einen andern Tag verschiebst; der du oft da, wo du alle Aufmerksamkeit beweisen solltest, flatterhaft und unachtsam bist; bedenkst du nicht, daß du auf dem geraden Wege bist, ein anderer Ernst zu werden? — Und wenn du zu deinem Unglück das gute Herz nicht hättest, was Ernst immer noch zeigte, wie viel unglücklicher würdest du dann werden?

Ich habe noch große Hoffnung, daß Ernst sich bessern werde, eben weil er noch lenksam ist, weil er so ungern jemand betrübt, und weil jedermann Mitleid mit ihm hat, und ihn gern zurecht hilft! Auch scheint er durch eine Begebenheit sehr aufmerksam auf sich selbst geworden zu seyn, und sogar sein Lehrer, der am meisten durch seine Schläfrigkeit litte, scheint von der Zeit an Hoffnung geschöpft zu haben. Ich will sie Euch erzählen; sie kann Euch beweisen, was ich schon einigemal sagte: daß ein so unachtsamer Mensch, auch beym

besten Herzen, manche Freude stören und manche Unannehmlichkeit veranlassen kann.

Lange schon hatten sich seine Schwestern, sein Bruder und er selbst auch auf den Geburtstag ihrer guten Mutter gefreut, denn sie hatten sich vorgenommen, sie mit einem Angebinde zu überraschen, das ihr diesesmal besonders viel Freude machen sollte. Jedes hatte, ohne von ihr bemerkt worden zu seyn, etwas für sie verfertigt. Lottchen hatte einen Arbeitsbeutel gestickt, Minchen ihr erstes Paar Strümpfe fertig gestrickt, Heinrich eine kleine Zeichnung, die seine Eltern in eine Laube sitzend und ihre Kinder, Arm in Arm geschlungen vor ihnen stehend vorstellte, verfertigt, und Ernst selbst hatte sein Aeußerstes gethan und einen Wunsch in seinem und seiner Geschwister Namen, den freylich der Lehrer zuvor durchgesehen, recht hübsch geschrieben. Ueberdies hatte Lottchen mit eignen Händen, doch unter Leitung der Köchin, einen Kuchen gebacken, der sehr gut gerathen zu seyn schien, und beyde Schwestern waren früher als gewöhnlich aufgestanden, hatten Blumen gepflückt und Kränze und Sträuß-

chen gebunden, um den Kuchen recht festlich anzuputzen.

Alles war in Bereitschaft, das Angebinde sollte nach Tische übergeben werden, denn der Vater hatte ihnen gesagt; daß man an diesem Tage, da es nach lang anhaltendem schlechten Wetter sehr schön und warm worden war, den Kaffee in dem Gartenhäuschen trinken werde. Bey dieser Gelegenheit sollte und konnte es denn so recht nach aller Wunsch geschehen. — Sind wir vom Tische aufgestanden, sagte Lottchen, so laufen wir schnell hinter, putzen den Kuchen an, legen Alles so wie es seyn soll; dann kommt Mutterchen, wir stellen uns um den Tisch — o, was wird sie Augen machen! wie wird sie sich freuen! — Wie wird sich Mutterchen freuen! riefen Alle Lottchen nach.

Der Vater hatte einige Freunde gebeten, man saß lange bey Tische, als bald aufgestanden werden sollte, winkte die Mutter einem Bedienten und sagte ihm heimlich, jedoch so, daß Lottchen, die nicht fern von ihr saß, es hören konnte: Laß er immer das Kaffeezeug in's Gartenhäuschen schaffen, wir wer-

werden gleich dahin kommen, sobald aufgestanden ist!

Lottchen wurde blutroth, als sie das hörte; das war ein großer Strich durch ihre Rechnung. Doch sammelte sie sich sogleich und erbot sich, durch Geberden, den Kaffeetisch zu besorgen. Ihre Mutter schüttelte mit dem Kopfe, und da saß sie wie auf Kohlen! Ernst saß ihr gegenüber, gleich fiel ihr ein, daß dieser unbemerkt aufstehen und das Angebinde wenigstens an Ort und Stelle schaffen könne, ehe man aufstände; sie glaubte wenigstens, mit ihrem übrigen Geschwister einen Vorsprung vor der Gesellschaft gewinnen und dann doch noch alles so anordnen zu können, wie sie sich's gedacht hatte.

Ernst verstand den Wink seiner Schwester, schlich sich ungesehen vom Tische weg, nahm alles, was zum Angebinde gehörte, zusammen, legte es in ein dazu bereit stehendes Handkörbchen und eilte damit nach dem Gartenhäuschen. Es war gewöhnlich verschlossen, in der Eil hatte er nicht daran gedacht, den Schlüssel mitzunehmen; da stand er vor der verschloßnen Thüre, unschlüssig, was er nun thun solle. Ungewohnt, irgend

etwas verständig zu überlegen, setzte er das Körbchen nieder, und gieng maschinenmäßig zurück, um nachzusehen, ob die Bedienten bald mit dem Kaffeezeuge kämen? Sie kamen noch nicht, auf dem halben Wege war eine Laube, es war heiß, er kam vom Tische, hatte sich, nach seiner Art, mit dem Handkörbchen sehr ermüdet, setzte sich, vergaß Körbchen und Angebinde — und schlief ein! —

Ein plötzlich entstehendes Geschrey und Hundegeheul weckte ihn aus seinem süßen Schlummer, er sahe sich um, wo es herkäme — ach! arme Lotte, armes Minchen, armer Heinrich — eure Freude ist dahin! — Die armen Kleinen waren wirklich so glücklich gewesen, vor der Gesellschaft und sogar noch vor den Bedienten in den Garten zu kommen, sie eilten nun alles recht nach Herzenslust anzuputzen — denkt Euch ihren Schmerz, als sie sich dem Gartenhäuschen naheten, und das Handkörbchen vor der Thüre stehend, aber alles, was darin gewesen war, herausgerissen, in den Koth getreten und die beyden großen Hunde des Jägers ihres Vaters, sich um den schönen Kuchen beissend, fanden — Heinrich ergriff in der

erſten

ersten Hitze ein großes Stück Holz und schlug auf die Hunde los, diese heulten — da erwachte Ernst. Ich will Euch den Auftritt nicht schildern, der nun erfolgte. Hier lag Lottchens schöner Strickbeutel, die ganze Stickerey daran völlig besudelt und durch den Schmutz unkenntlich gemacht; dort Minchens Strümpfe, hier einer und da einer und beyde so beschmutzt, daß man sie kaum anfassen konnte, und Heinrichs Zeichnung und Ernst's Wunsch und der Kuchen und die Sträußchen und Blumenkränze zerzaust und zerrissen!

Die Gesellschaft fand die armen Kleinen noch wehklagend über ihre verdorbene Freude; als man nachfragte, wer daran Schuld sey, wollten sie es nicht gestehen, doch Ernst gab sich selbst als die einzige Ursache an. — Schon waren die Mädchen und Heinrich, durch Zureden ihrer guten Mutter, die ihren guten Willen eben so aufnahm, als hätte sie das Angebinde selbst erhalten, und durch den Antheil, den die ganze Gesellschaft an ihrem Unfall nahm, getröstet; schon fiengen sie an, darüber zu scherzen, da weinte Ernst noch bitterlich in einem entfernten Winkel des Gartens, und konnte sich's nicht vergeben,

durch seine ihm selbst jetzt unausstehliche Unachtsamkeit und Träumerey der Störer einer so schönen Freude geworden zu seyn.

Sein Geschwister vermißte ihn, sie suchten ihn auf, gaben sich alle Mühe ihn aufzuheitern; vergebens! er klagte sich immer wieder auf's Neue an, bat alle immer wieder um Vergebung; er war nicht dahin zu bringen, mit zur Gesellschaft zu gehen, und strafte sich selbst dadurch, daß er an diesem allen so frohen Tage allein nicht froh seyn wollte.

Heinrich hätte die beste Gelegenheit gehabt, seinem Bruder jetzt vorzustellen, wie viel er Andern und sich selbst durch seine Träumerey Unlust verursache, aber er konnte es nicht, er liebte seinen Bruder zu sehr und wollte ihn nicht noch mehr betrüben. Auch wäre es wirklich unnöthig gewesen. Niemand machte sich jemals mehr Vorwürfe, als Ernst an diesem Tage und Niemand faßte jemals ernstlichere und festere Entschlüsse sich zu bessern, als er. Auch scheint er wirklich seit der Zeit, wie ich schon erwähnt habe, weit mehr auf sich aufmerksam zu seyn, als sonst. Er steht jetzt beynahe so schnell auf als Heinrich, kleidet sich fast eben so schnell an, lernt

an-

anhaltender und ist auch in den Stunden viel aufmerksamer. Fährt er so fort, so zweifle ich nicht, sein Bruder wird auch bald nicht mehr die Erinnerungen nöthig haben, die er freylich wohl ihm dann und wann noch geben muß, die aber doch jetzt von Ernsten weit williger und genauer befolgt werden, als vor der durch ihn gestörten Geburtstagsfreude.

Stolz auf Vorzüge, zu deren Erlangung wir selbst nichts beytrugen, beweist Einfalt und macht uns lächerlich.

Der Obrist von H. lebte mit seiner würdigen Gemahlin auf einem seiner Güther, nachdem er viele Jahre seinem Fürsten mit Ehren gedient hatte. Sein einziger Sohn diente jetzt in dem Heere desselben Fürsten und als nun sein Bruder starb, nahm er dessen einzige Tochter zu sich, die seine Einsamkeit erheitern sollte. Seine Gemahlin hatte schon lange den Wunsch geäußert, Antonien, dies war der Name des Fräuleins, zu sich zu nehmen, weil sie mit ihrer Mutter,

die

die schon vor einigen Jahren gestorben war, die zärtlichste Freundschaft unterhalten hatte, weil sie Antoniens Pathe war, und weil sie fürchtete, ihre Erziehung könnte doch wohl, bey aller Wachsamkeit ihres braven Vaters, vernachläßigt werden. Wie freute sie sich, als sie Antonien jetzt in ihre Arme schloß, mit welcher Herzlichkeit versicherte sie ihr, daß sie ganz Mutterstelle bey ihr vertreten wolle, aber ach! wie bald bemerkte sie auch, daß ihre Furcht, Antoniens Bildung möchte doch vernachläßigt worden seyn, nur allzu gegründet sey.

Antonie war sechs Jahr alt, als sie ihre gute Mutter verlor. Von dieser Zeit an, bis sie in ihrem neunten Jahre, nach dem Tode ihres Vaters, in das Haus des wackern Obristen kam, war sie größtentheils unter der Aufsicht einer nahen Verwandte ihrer Mutter gewesen, die zwar viel Liebe für sie, aber doch bey weiten nicht die Fähigkeiten hatte, ihre Erziehung so fortzusetzen, wie sie von ihrer trefflichen Mutter war angefangen worden. Wenn Antoniens Mutter, bey der Erziehung ihrer Tochter vorzüglich auf die Bildung ihres Geistes und Herzens sahe, jedoch

doch dabey ihre körperliche Erziehung nicht vernachläßigte, so beschäftigte sich die theure Verwandte blos mit Antoniens Körper, und ihre übrige Bildung wurde größtentheils dem Zufalle überlassen, oder doch nur als Nebensache behandelt. Antonie lernte tanzen, zeichnen, ein wenig französisch plaudern und noch ein wenig Klavier spielen. — Das sind die einer jungen Dame unentbehrlichsten Dinge, sagte Frau von W. zu Antoniens Vater, alles übrige giebt sich von selbst. Der gute Mann, der die Frau von W. als ein kluges Weib kannte, und dem es, wegen seiner Geschäfte, lieb war, daß eine seiner Verwandten die Sorge für die Erziehung seiner Tochter mit ihm theilen wollte, bezahlte alle Lehrmeister, die Frau von W. vorschlug, herzlich gern, und freute sich, wenn man ihn von Zeit zu Zeit versicherte, daß sie fleißig sey. So oft er konnte, untersuchte er selbst ihre kleinen Kenntnisse, — aber übersahe freylich jedesmal die Hauptsache: wie es um ihren Kopf und ihr Herz stehe; leider verließ er sich darin zu sehr auf seine Freundin!

Frau von W. hatte keine Kinder; bald liebte sie daher Antonien so sehr, als ob sie

ihre eigne Tochter gewesen wäre, zumahl da sie mit Freuden bemerkte, wie folgsam das gute Kind, — das freylich das biegsamste Herz hatte, gegen alle ihre Lehren war. Sie mußte fast den ganzen Tag um sie seyn, so gar den größten Theil ihrer Lehrstunden mußte sie auf ihrem Zimmer nehmen, und es wurde ihr schwer, wenn sie sich des Abends von ihr trennen sollte, um sie zu ihrem Vater gehen zu lassen.

Frau von W. galt allgemein für eine Frau von Welt, das heißt, für eine Frau, die was überall, in jeder Gesellschaft, bey jeder Vorfallenheit, schicklich oder unschicklich sey, an den Fingern herzusagen wußte, die diese in gewissen Gesellschaften für allein recht anerkannte Schicklichkeit durchaus strenge selbst beobachtete und sie von andern eben so streng foderte. Daß Antonie bald in diesen Geheimnissen eingeweihet wurde und bey einer so guten Lehrmeisterin es darin eben so bald zu einiger Fertigkeit brachte, läßt sich denken. Auch hätte das Antonien weiter keinen großen Schaden gethan, allein, daß sie um dieser Kleinigkeiten willen, auf die jedoch Frau von W. einen großen Werth setzte, ausschweifend

gelobt

gelobt wurde, daß man ihr, dem armen unerfahrnen Mädchen, in den Kopf setzte, sie sey schon, was sie auf diesem Wege niemals werden konnte, und daß sie nun Andern neben sich mehr oder weniger Achtung schuldig zu seyn glaubte, je nachdem sie an ihnen mehr oder weniger von der sogenannten Lebensart bemerkte, das war doch wahrer Nachtheil für sie? — Doch, das war das schlimmste noch nicht, was sie ihrer Führerin zu danken hatte.

Frau von W. war von altem Adel, das heißt, einer ihrer Vorfahren, der vielleicht vor ein Paar Jahrhunderten lebte, wurde von seinem Fürsten, wegen irgend eines Verdienstes um ihn, oder um das Land, welches er beherrschte, mit gewissen Vorzügen belohnt, die auf seine Nachkommen forterbten. Wegen dieser Vorzüge nun, in deren Besitz Frau von W. war, glaubte sie sich um vieles besser und edler, als andere ehrliche Leute, die nicht so glücklich waren, unter ihren Voreltern einen Mann gehabt zu haben, der ihnen ähnliche Vorzüge erworben hätte. Ja, sie gieng in ihrer Einbildung von sich, wie das der Fall auch wohl bey mehrern Perso-

nen

nen ihres Standes seyn soll, so weit, daß sie alle Nichtadliche für so geringe und niedrige Wesen hielt, die ihrer Aufmerksamkeit, geschweige ihrer Achtung, ganz unwerth wären. Jeder auch noch so würdige und verdienstvolle Mann, jede auch noch so liebenswürdige und durch Verstand und Würde in ihrem Betragen sich auszeichnende Frau, vom sogenannten Bürgerstande, war daher gänzlich von ihrem Umgange ausgeschlossen. Sie würde sich es zur größten Schande gerechnet haben, wenn sich eine Person bürgerlichen Standes ihren Freund oder ihre Freundin hätte nennen wollen.

Antonie war in ihrer Eltern Hause, die zwar auch von altem Adel waren, aber nicht so altadlich dachten, als Frau von W, angehalten worden, gegen jedermann, ohne Unterschied artig und gefällig zu seyn. Ihre Eltern wohnten in dem Hause des bürgerlichen Hofraths N. der zwey sehr wohlerzogne Töchter hatte, die zwar etwas älter als Antonie, aber ihre immerwährenden Gespielinnen waren. Nie fühlte sie sich glücklicher, als in der Gesellschaft dieser beyden lieben Mädchen, und ihre Eltern waren selbst sehr

erfreut, ihre Tochter mit diesen Kindern in so guter Gesellschaft zu wissen. Sie hatte mit ihnen einen gemeinschaftlichen Lehrer, einen würdigen jungen Mann, der zwischen diesen Kindern, eben weil sie Kinder waren, keinen Unterschied machte, sie mit gleicher Liebe behandelte und von ihnen wieder recht herzlich geliebt wurde. Oft waren sie, auch außer den Lehrstunden, bey ihm auf der Stube, dann spielten sie unter seiner Aufsicht, er mischte sich selbst in ihre Spiele, machte sie unterhaltend und oft lehrreich; nie waren die Kinder froher, als wenn ihnen der Lehrer erlaubte, zu ihm kommen und bey ihm spielen zu dürfen; sie sahen es als die schönste Belohnung ihres Fleißes an und dankten ihm jedesmal so herzlich, wenn sie nun von ihm giengen, für das ihnen gemachte Vergnügen, daß er selbst niemals die Zeit für verloren hielt, die er sich von seinem Studieren abbrach, um sie dem Vergnügen seiner lieben Kleinen zu schenken. Denn er wußte, daß er auch so ihnen nützlich werde und fand sich durch ihre liebenswürdige Munterkeit und durch die Freude, die ihm ihre Dankbarkeit und Liebe zu ihm machte, immer gleichsam hei-

heiterer und gestärkter zur Arbeit, so daß er nun mit mehr Lust daran gieng und mehr that, als er sonst geleistet haben würde. Antonie war glücklich in ihrer Eltern Hause, und ließ viel Gutes von sich hoffen.

Aber wie bald änderte sich das, als ihre Verwandte die Aufsicht über sie übernahm! Antonie mußte ihr eines Tages erzählen, wie sie sich den Tag über in ihrer Eltern Hause beschäftigt habe. Mit der größten Unbefangenheit und mit sichtbarem Vergnügen erinnerte sie sich da der frohen, glücklichen Stunden, die sie mit Hofraths Kindern hingebracht, und die ihnen besonders ihr guter Lehrer gemacht hatte; sie konnte nicht fertig werden, die guten Eigenschaften ihrer lieben Gespielinnen und besonders die Güte und liebevolle Freundlichkeit ihres Lehrers zu rühmen. Frau von W. wollte ihr immer in die Rede fallen, aber sie ließ sich nicht unterbrechen, sie war so froh, sich einmal die schönen Tage recht lebhaft in's Gedächtniß rufen zu können, sie glaubte so gewiß, daß jedermann den herzlichsten Theil daran nehmen müsse! Jetzt schien sie fertig zu seyn, sie er-

wartete nun, wer weiß was Angenehmes zu hören; wie betrog sich das arme Kind!

Und das wußte Alles deine Mutter? fragte Frau von W.

Antonie. Warum hätte sie es nicht wissen sollen? warum nicht, liebe Cousine?

Frau von W. Warum nicht? und wie gemein du sprichst! liebe Cousine? Man hört es gleich an deiner Sprache, mit wem du umgegangen bist. Gewöhne dir diese gemeine Sprache ab, mein Kind. Weißt du nicht, wie du mich nennen mußt?

Antonie. Darf ich Sie denn nicht liebe Cousine nennen?

Fr. v. W. Ich habe dir gesagt, daß das gemein ist. Ich bin deine gnädige Cousine.

Antonie. Also darf ich Sie nicht lieb haben?

Fr. v. W. O wie einfältig! Du darfst, ja du sollst mich lieb haben, aber du sollst mich nicht liebe Cousine nennen, weil es gemein klingt, weil es unschicklich ist. Nenne den Bedienten, oder die Jungfer, oder jeden Bürgerlichen mein Lieber! ich habe nichts dagegen, nur gegen Leute von Stande bediene dich nicht dieses Ausdrucks.

Antonie. Aber mein Vater hört es so gern, wenn ich ihn liebes Väterchen nenne, und ich muß ihn ja so nennen, denn ich habe ihn so sehr lieb, so sehr...

Fr. v. W. Du wirst dir es schon abgewöhnen. Dein Vater erlaubt dir es jetzt noch, weil du ein Kind bist; aber du wirst doch nicht ewig Kind bleiben wollen! Du mußt noch gar nicht den Unterschied wissen zwischen Adel und Bürger. Pfuy! wie hättest du dich sonst können mit den Kindern des Hofraths so gemein machen. Und daß es deine Mutter erlaubt hat? Ich begreif's nicht. Und wie hat sich der junge Mensch, der dir Stunden geben sollte, herausnehmen können, dich auf eine so vertraute Art zu behandeln! Aber freylich, da du auch mit den Bürgerkindern Stunden nehmen mußtest, was war anders zu erwarten? Das muß nun anders werden!

Ich schäme mich, Euch die Fortsetzung dieses Gesprächs mitzutheilen, worin die gnädige Frau von W. den Unterschied zwischen dem Adel und Bürgerstande so anschaulich zu machen wußte, daß die gute Antonie zuletzt ungewiß war, ob sie wohl die Menschen bür-

bürgerlichen Standes wirklich für Menschen halten solle. Freylich fiel ihr ein, daß ihre lieben beyden ehemaligen Gespielinnen manchen wesentlichen Vorzug vor ihr selbst voraus hatten, freilich erinnerte sie sich an das, was ihr, ihr ehemals so lieber Lehrer, so oft gesagt hatte, wenn er sie zum Fleiß ermunterte: — daß nur der Verständige, der sich durch Fleiß und Anstrengung allerley Geschicklichkeiten und Kenntnisse erworben habe, auf die Schätzung aller Vernünftigen Anspruch machen könne, und was dergleichen mehr war; aber ihre Verwandte belehrte sie jetzt eines andern; ob eines bessern? — das konnte das arme Kind freylich nicht richtig beurtheilen! Genug, der Erfolg dieses Gesprächs, die täglichen Erinnerungen und Zurechtweisungen, und vorzüglich das Beyspiel der Frau von W. und einiger ihrer Freundinnen hatten die unfehlbare Wirkung auf Antonien, daß sie bald eben so lächerlich stolz wurde, als ihre Lehrerin.

Mit wahrer Bekümmerniß bemerkten der wackre Obrist und seine Gemahlin diese Thorheiten an Antonien. Ihr Eigendünkel, ihr lächerlicher Stolz und ihr geziertes Wesen;

ihre Sprache gegen ihren guten Onkel und Tante, in der die Wörter Gnade und Unterthänig und Befehl, in jedem Komma, wiederkehrten und die so gar nichts von der Herzlichkeit hatte, die doch sonst Kindern ihres Alrers ganz eigen ist, ihr wegwerfender Ton dagegen, wenn sie mit jemand sprach, den sie nicht für ihres Gleichen hielt, besonders die gebieterische, oft demüthigende Art, mit welcher sie den Bedienten ihre Befehle ertheilte oder die Aufträge ausrichtete, die sie von ihrem Onkel oder Tante an sie erhielt, was doch diese guten Leute von ihrer Herrschaft gar nicht gewohnt waren, — alles dieß und ihre große Unwissenheit und Ungeschicklichkeit in allen den Dingen, die junge Frauenzimmer, welches Standes sie auch seyn mögen, nothwendig wissen müssen, wenn sie nicht bloße Spielpuppen bleiben wollen, alles dieß, sage ich, verleidete ihren Verwandten die Freude gar sehr, die sie sich eingebildet hatten, da sie sie zu sich nahmen. Mehr als einmal waren sie Willens, sie der Frau von W. wieder zu überlassen, von der sie sie ohnedem sehr ungern erhalten hatten.

Doch, es ist die einzige Tochter meines lieben Bruders, dachte der würdige Obrist, soll ich sie noch mehr verderben lassen? Sie ist nur diese Närrin geworden, weil sie keine bessern Beyspiele vor sich sah, weil man die Bildung ihres Verstandes und Herzens vernachläßigte, sie ist noch jung, vernünftige Belehrung und der Umgang mit bessern Menschen, kann sie von ihrer Thorheit heilen, sie kann sich noch bessern und wie froh würden wir dann seyn können, wenn es uns gelingen sollte, sie umzuschaffen.

Indem er einst dies bey sich dachte, kam Antonie in sein Zimmer, um, ich weiß nicht was? von ihm zu fodern: Gnädiger Onkel, redete sie ihn, wie gewöhnlich, an...

Höre Antonie, unterbrach sie der Onkel, wenn du mich liebst, so laß in Zukunft deine Alfanzereyen weg. Bin ich dir nicht mehr, als dem Bedienten oder jedem Fremden, der mich auch den gnädigen Herrn nennt? Oder bin ich dir eben so gleichgültig, als alle die Personen, die du auch gnädig nennst?

Antonie. Wenn Sie befehlen...

Onkel. Befehlen? Wirklich, sollt' ich dir befehlen müssen, was dein Herz dir von selbst

sagen sollte? — Doch, ich glaube nicht, daß dein Herz so gefühllos ist — ich weiß ja, woher du diese Sprache hast. Ich verlange von dir, daß du natürlich bist, wenigstens gegen mich; sey, wenn du es für gut hältst, was du willst gegen Andere, und mache dich lächerlich, nur bitte ich, nicht daß ich es sehe!

Antonie sah ihren Onkel so ernsthaft, als sie ihn noch nie gesehn hatte. Ihr war die Sprache, welche er verwarf, so geläufig, sie erinnerte sich noch der Verweise, die sie von ihrer Tante bekam, als sie so reden wollte, wie es schien, daß es der Onkel wünsche; sie wußte nicht, was sie denken sollte. Die Frau von W. hatte sie oft als eine Frau von viel Verstand loben hören, von ihrem Onkel wußte sie, und erfuhr es täglich, daß er überall als ein einsichtsvoller und dabey sehr rechtschaffner Mann geschätzt sey — wem sollte sie glauben? Sie schwieg jetzt und trug ihre Bitte so vor, wie es der Onkel wollte: Liebes Onkelchen, wären Sie wohl so gütig — Sieh! unterbrach er sie, und küßte sie mit wahrer Zärtlichkeit, so spricht die Tochter meines Bruders, und nun sag' was du willst.

Ich darf nicht sagen, daß der Onkel ihre Bitte mit Freuden erfüllte. Aber, fuhr er fort, als er ihre Bitte bewilligt hatte, sag' mir doch aufrichtig, wie gefallen dir des Amtmanns Kinder? Ich habe sie darum zu uns bitten lassen, damit du sie kennen lernst, und ich will dich nach und nach mit allen jungen Personen deines Alters in unsrer Nachbarschaft bekannt machen. Du magst dir dann deine Gesellschaft daraus wählen; denn ich meyne doch, es werde dir angenehm seyn, wenn du bisweilen dich in Gesellschaft von Kindern deines Alters freuen kannst? Was meynst du?

Antonie. Ich danke Ihnen unterthänig..

Onkel. Antonie! unterthänig? fällst du wieder in deinen alten Ton?

Antonie. (seine Hand küssend) Vergeben Sie mir, liebes Onkelchen, ich will aufmerksamer auf mich seyn! Sie sollen gewiß mit mir zufrieden werden.

Onkel. Das wünsche ich. Nun denn! wie gefallen dir des Amtmanns Kinder?

Antonie. Je nun! das älteste Mädchen ist, für ein Bürgermädchen, ganz artig! —

aber zu meiner Gesellschaft darf ich sie doch nicht wählen.

Onkel. Warum nicht? — Doch ich merke es wohl, nicht wahr, weil es ein Bürgermädchen ist?

Antonie. Die gnädige Cousine hätte mir es wenigstens nicht erlaubt.

Onkel. Die gnädige Cousine! Doch nenne sie, meinetwegen, wie du willst! Hat sie dir denn aber eine Ursache angegeben, warum du mit Bürgermädchen nicht umgehen dürfest?

Antonie. Sie sagte, es schicke sich nicht, ich wäre nun einmal eine Fräulein, und müsse nur mit Fräuleins umgehen, und die Bürgermädchen hätten so gemeine Sitten und nähmen sich oft so viel Freyheiten heraus, und wenn das nun in Gegenwart adlicher Personen geschehe, so müsse man sich doch schämen!

Onkel. Vortrefflich! Das sieht deiner gnädigen Cousine ganz ähnlich. Also schämen müßtest du dich, wenn dich, zum Beyspiel, ein Bürgermädchen Freundin nennte? Und wenn es nun ein Mädchen wäre, wie des Amtmanns älteste Tochter, die du doch

selbst

selbst für artig hältst, und die es in Wahrheit mehr ist, als manches gnädige Fräulein? Wie denn da?

Antonie. Sie ist aber doch bürgerlich?

Onkel. Weißt du denn, was das heißt?

Antonie. Je nun, man kann sie nicht gnädiges Fräulein nennen, und sie darf auch nicht in adliche Gesellschaften und — und...

Onkel. Und — und — ich glaube, du fühlst selbst, wie lächerlich das ist, was du da sagtest oder noch sagen wolltest. Bist du denn darum etwas besseres, weil man dich gnädiges Fräulein nennt? Und wer sagte dir wohl, daß ein Bürgermädchen, die so gut erzogen ist, wie des Amtmanns Tochter, nicht in jeder guten Gesellschaft Zutritt habe, sie mag nun aus Adlichen oder Bürgerlichen bestehen? Aber wie kommt's denn, daß man nun dich gerade gnädiges Fräulein nennt? Hast du denn etwa so große Vorzüge vor andern Mädchen, daß du diese ausgezeichnete, und wie dir es scheint, so ehrenvolle Benennung verdientest? Nun? hast du?

Antonie. (beschämt) Wenn ich selbst auch keine Vorzüge vor andern Mädchen habe,

die

die nicht so genannt werden, aber meine Eltern waren doch von Adel und die Cousine sagte...

Onkel. Laß jetzt die Cousine! Schlimm genug, daß sie dir solche Alfanzereyen in den Kopf gesetzt hat! Antworte mir jetzt offenherzig und ganz aufrichtig auf meine Fragen. Du gestehst selbst und mußt es wohl eingestehen, daß du nicht um dein selbst willen, vor andern Mädchen geehrt zu werden verdienst. Du kannst nicht läugnen, daß zum Beyspiel des Amtmanns älteste Tochter so artig ist, als viele Fräuleins nicht sind, daß sie sogar noch viele wahre Vorzüge vor dir und tausend andern Fräuleins voraus habe. Denke nur an den hübschen französischen Brief, den sie an dich geschrieben hat, und wie artig sie dich darin behandelt, obwohl dein Betragen gegen sie, als sie neulich hier war, wahrhaftig nicht artig genannt werden kann. Denke nur an ihre Geschicklichkeit in so vielen weiblichen Arbeiten, und besonders an ihre schönen Kenntnisse, die sie damals zeigte, als sie dir die Kupferstiche erklärte, die ich dir geschenkt habe, und die dir, seitdem du ihre Bedeutung weißt, so lieb

lieb geworden sind. Erinnere dich an den schönen Zug ihres guten Herzens, den ihr Vater von ihr erzählte, daß sie von ihrem Taschengelde sich Wolle gekauft, sie heimlich gesponnen, Strümpfe gestrickt und des armen Webers Kindern geschenkt habe! Und frage dich nun, ob sie nicht ein weit liebenswürdigeres Mädchen ist, als manches Fräulein? Was fehlt ihr nun also, daß man sie nicht eben sowohl gnädiges Fräulein nennt, als dich? Du wirst mir antworten: daß ihr Vater nicht von Adel ist; und freylich ist das wahr. Aber kann sie denn etwas dafür, daß ihr Vater Bürger ist, oder kannst du etwas dafür, daß dein Vater von Adel war? Hast du etwas dazu beygetragen? Oder hieng es von dir ab, daß du gerade von adlichen Eltern geboren wurdest? Nun?

Antonie — schwieg und der Onkel fuhr also fort:

Siehst du wohl, daß du dich sehr lächerlich machst, wenn du dir auf eine Sache etwas einbildest, wobey du selbst auch nicht das geringste Verdienst hast? Dein Vater war ein braver, geschickter und arbeitsamer Mann, aber hast du jemals an ihm bemerkt,

daß

daß er einen Bürger darum geringer geschätzt hätte, weil er kein Edelmann war? War nicht der bürgerliche Hofrath N. bey dem er wohnte, mit dem er immer arbeitete, sein bester Freund? Hast du ihm nicht selbst oftmals gestehen hören, daß er diesem wackern Manne gar sehr viel verdanke, daß er ohne ihn wahrscheinlich niemals Geheimerath worden wäre? Sieh! da hast du wieder einen Mann bürgerlichen Standes, der deinem Vater an Verdienst gleich ist, und nach seinem eignen Geständniß ihn noch sehr übertraf! Der Hofrath N. hätte auch seinen Verdiensten nach Edelmann werden können, und könnte es noch, wenn er wollte. Aber er will nicht, weil er wohl weiß, daß Titel keinen Menschen an sich selbst ehren; der verständige Mensch ehrt sich selbst durch das, was er ist, und bildet sich darauf gar nichts ein, wenn etwa sein Vater oder einer seiner Vorfahren Verdienste hatte. Und dir ist doch wohl bekannt, daß dein Vater und ich blos darum Edelleute wurden, weil einer unserer Vorfahren, der vor viertehalb hundert Jahren lebte, ein braver Mann war? Oder weißt du etwa nicht, daß alle jetzt le-

bende adliche Familien einst, vor längerer oder kürzerer Zeit, ebenfalls nichts mehr und nichts weniger waren, als Bürgerfamilien?

Antonie. Das hat mir die Cousine alles nicht gesagt.

Onkel. Das läßt sich wohl denken. Ich glaube aber doch, daß du soviel Zutrauen zu mir haben wirst, daß du nicht an der Wahrheit dessen zweifelst, was ich dir gesagt habe? — Oder meinst du, daß der liebe Gott im Anfange unsrer Welt zwey Paar Menschen geschaffen habe, ein Paar von dem der Adel, das andere von dem der Bürger abstammt? — Was für Ursachen könntest du nun wohl haben, Personen aus dem Bürgerstande gering zu schätzen, oder ihnen wohl gar verächtlich zu begegnen? Wenn du das thust, mußt du dich nicht nothwendig bey jedem verständigen Menschen lächerlich machen? Denn wenn du dir darauf etwas einbildest, daß du eine Fräulein bist, scheinst du da nicht zu glauben, als ob du eine andere und zwar bessere Art Menschen wärest? Und wenn du dich vollends mit einem gut erzognen Bürgermädchen nicht einmal messen könntest? wenn du nicht einmal so gut und edel dächtest,

test, wie viele unter ihnen? Sind dir aber nicht auch viele schlechtdenkende, übelgesittete, unwissende Menschen unter deines Gleichen vorgekommen? Sie sind auch Edelleute, verdienen sie aber wohl so geehrt zu werden, als sie es, freylich aus Unverstand, fodern? Sind sie nicht vielmehr weit verächtlichere Menschen, als mancher Bürgerliche, der sich auch durch schlechte Sitten, durch Unwissenheit und niedrige Denkungsart auszeichnet?

Antonie. Verzeihen Sie mir, lieber Onkel, wenn ich Sie unterbreche. Ich habe alles verstanden, was Sie mir gesagt haben, aber warum soll der Edelmann oder ein Fräulein weit verächtlicher seyn, als eine Person aus dem Bürgerstande, wenn sie schlecht denken oder handeln? Das versteh ich nicht recht.

Onkel. Das soll dir bald deutlich werden. Wer hat wohl, im Ganzen, mehr Gelegenheit und Mittel gut erzogen zu werden, und also seinen Verstand aufzuklären, ihn mit nützlichen Kenntnissen zu bereichern, und sein Herz zu allen Tugenden zu bilden, der junge Edelmann, oder der junge Bürger?

Antonie. Freylich der junge Edelmann, denn seine Eltern sind doch gewöhnlich in bessern Umständen, sind reicher und können ihn also vielerley lehren lassen.

Onkel. Nun denn! Wenn nun der junge Edelmann nicht so viel lernt, oder ein schlechterer Mensch wird, als der junge Bürger, der sich's oft sehr sauer werden lassen muß, so manche vortreffliche und nützliche Kunst und Wissenschaft sich zu eigen zu machen, welcher von beyden verdient mehr Tadel?

Antonie. Sie haben Recht, der Edelmann ist tadelnswürdiger.

Onkel. Und zwar um desto mehr tadelnswerth, weil er sich den einzigen Vorzug, den er vor dem Bürgerlichen voraus hat, nicht einmal antreiben läßt, ein vorzüglich nützlicher, brauchbarer und weiser und guter Mensch zu werden; ich meyne den Vorzug, daß er von einem Manne oder von mehrern abstammt, die sich einst durch ihre Verdienste so auszeichneten, daß sie für edle Menschen dadurch öffentlich erklärt wurden, daß ihnen ihr Fürst zur Belohnung verschiedene Vorrechte vor andern einräumte. Oder meynst du nicht, daß der Sohn weit mehr Verach-

tung verdient, der einen verdienstvollen, edlen und deshalb geehrten Vater hatte, wenn er nun ein schlechter Mensch wird, als der, welcher an seinem Vater keine sonderliche Verdienste bemerkte? Jenen sollte das Beyspiel seines Vaters anspornen, eben so gut, eben so vortrefflich zu werden, aber ich kann dich versichern, wenn du es selbst noch nicht erfahren hast, daß viele Adliche blos darum sich einbilden, unwissend und roh bleiben zu können, weil sie von Adel sind. Diese unverständigen begreifen nicht, daß sie eben darum sich bemühen sollten, vortrefflich zu werden, damit doch andere überzeugt würden, sie verdienen die Vorrechte, die sie vor ihnen voraus haben. Ist dir das einleuchtend?

Antonie. Ich glaube, ich habe Sie verstanden, lieber Onkel!

Onkel. Wirst du also in Zukunft noch so einfältig seyn und den Bürger darum gering achten, weil er ein Bürger ist?

Antonie. Ich werde es nicht, lieber Onkel, aber gemein machen muß ich...

Onkel. Mußt du dich nicht, weder mit schlechtdenkenden und übelgesitteten Bürgerlichen, noch Adlichen, eins macht dir so viel

Schan-

Schande und ist dir selbst so nachtheilig, als das andere. Gemein machen sollst du dich auch nicht mit Leuten, deren Umstände es nicht erlaubten, daß sie eine gute Erziehung erhielten, aber du sollst jeden behandeln, wie er's verdient; sollst nicht darum jemand deine Liebe oder Freundschaft verweigern, weil er nicht von Adel ist, denn das ist lächerlich und verräth die größte Dummheit, und wer dich darum tadelt, daß du an jedem, wer es auch sey, das schätzest und liebest, was an ihm schätzbar oder liebenswürdig ist; wer dich darum tadelt, daß du einer liebenswürdigen Person aus dem Bürgerstande deine Liebe und Freundschaft schenkst, der ist ein Narr, sey er übrigens von so altem Adel, als er will.

Antonie. Aber ich hörte Sie ja nur vor Kurzem, den Herrn von G. tadeln, daß er eine Bürgerliche geheyrathet hat?

Onkel. Was ich dir bisher gesagt habe, liebes Kind, ist Wahrheit, und nicht ich allein, sondern jeder vernünftige Edelmann ist davon überzeugt und handelt darnach. Mit der Zeit wirst du auch einsehen, warum ich die Heyrath des von G. misbilligte. Ich

 sag-

sagte: Er hätte kein bürgerliches Mädchen heyrathen sollen, nicht weil Er nicht mit ihr sehr glücklich seyn werde, ich glaube vielmehr das Gegentheil, sondern weil er sich und seinen Kindern dadurch geschadet hat. Wie? kann ich dir jetzt nicht erklären. Ein anderer Adlicher hätte dieses Mädchen heyrathen können, und ich würde, wenn ich mein Urtheil darüber hätte fällen sollen, ihn darum gelobt haben. Ihn muß ich tadeln.

Das Gespräch wurde hier abgebrochen, durch welche Störung, weiß ich nicht, daß es aber auf Antonien, deren Kopf und Herz, zu ihrem Glück, noch nicht ganz verwildert war, einen tiefen Eindruck gemacht haben müsse, bewies besonders ihr nachheriges Verhalten. Auch hatte der Onkel, jedoch ohne daß er etwas davon wußte, gerade die rechte Zeit gewählt, so daß seine Vorstellungen um desto leichter Eingang bey ihr finden konnten. Nur einige Tage vorher war der Amtmann mit seinen beyden Töchtern und noch eine Freundin der Obristin, welche in der Nachbarschaft ein Gut hatte, auch mit ihrer Tochter da gewesen. Dies liebe Mädchen, sie hieß Emilie, war lange mit des Amt-

manns Töchtern bekannt, und sie liebten einander wie Geschwister — obgleich Emiliens Eltern von so gutem Adel waren, als die Eltern Antoniens. Da sie nun ihre Freundinnen hier fand, so konnte es nicht fehlen, daß sie ihre herzliche Freude darüber zu erkennen gab. Die Mädchen wußten sich, wie das immer geht, so vieles zu erzählen und zu fragen, daß Antonie, die ohnedem schon die Nase darüber gerümpft hatte, daß Fräulein Emilie mit den Bürgermädchen so vertraulich sprach und scherzte, sich dadurch sehr beleidigt fand. — Man hätte freylich, so wollte sie es, nur mit ihr sprechen, ihre Fragen beantworten, und wohl gar ihre Befehle vernehmen sollen! So sehr sich es auch Malchen, die älteste Tochter des Amtmanns, angelegen seyn ließ, Antonien in der Folge, so gut sie nur wußte und konnte, zu unterhalten und zu beschäftigen, — denn das kluge Mädchen hatte es bemerkt, daß Antonie sich für beleidigt halte, — so konnte sie doch ihren Verdruß, den ganzen Tag über, nur mit Mühe verbergen. Sie schmälte mit den Bedienten, antwortete kurz, wenn die Mädchen sie fragten, sprach zuweilen lange gar

nicht und ließ ihre kleine Gesellschaft mehrmals ganze halbe Stunden allein.

Es war schon gegen Abend und kurz zuvor, ehe die Fremden wieder nach Hause fahren wollten, als Antonie allein durch den Garten gieng, und die Mädchen, die sie vorher allein gelassen hatte, auf einer Bank nahe am Hause sitzen und mit einander plaudern sahe. Was sie wohl mit einander sprechen müssen, dachte sie bey sich. Ob sie wohl von dir sprechen? fragte sie ihr böses Gewissen. — Sie war noch nicht bemerkt worden, und so schlich sie sich hinter eine Buchenwand, wo sie ungesehen alles hören konnte, was die Kinder redeten.

Zu ihrem Verdruß mußte sie jetzt weiter nichts hören, als daß sich die Mädchen gegenseitig versicherten, wie lieb ihnen die unverhofte Freude gewesen sey, sich hier einander zu finden, und wie sie sich schon im voraus auf den nächsten Montag freuten, da Emiliens Mutter versprochen hatte, mit ihr zugleich Amtmanns zu besuchen. Schon wollte sich Antonie entfernen, als sie ihre Tante aus dem Hause heraus und auf die Kinder zukommen sahe. Sie mußte bleiben,

ben, weil sie außerdem bemerkt worden wäre.

Nun, meine kleine Emilie, redete die Tante die Fräulein an, du bist noch nicht bey uns gewesen, seitdem meine Antonie bey mir ist, wie gefällt sie dir denn?

Emilie. Je nun, (indem sie der Obristin, die ihre Pathe war, die Hand küßte) liebes Pathchen, sie mag sonst ein ganz gutes Mädchen seyn, aber heute? — Sie sahe, als sie das sagte, ihre beyden kleinen Freundinnen an — Malchen winkte ihr und sie schwieg.

Obristin. Nun, heute? warum schweigst du? Du weißt ja, daß ich dich, eben um deiner Offenherzigkeit willen, so lieb habe! Also rede nur, wie du denkst. Heute hat dir Antonie nicht gefallen?

Emilie. Wenn ich offenherzig reden soll, nein!

Obristin. Hat sie sich gegen dich unartig betragen?

Emilie. Sie kennt mich ja noch nicht, ich kann also freylich nicht von ihr fodern, daß sie mich als eine Freundinn behandeln soll. Aber sie schien sehr unwillig darüber

zu werden, daß ich mit meinen lieben Freundinnen (sie faßt beyde bey der Hand), mich vielleicht mehr beschäftigte, als mit ihr. Sie hätte mir es wohl verzeihen können; ich hatte sie so lange nicht gesehen, und fand sie hier so unerwartet, und Fräulein Antonie zog sich auch gleich Anfangs immer von ihnen zurück — ich konnte sie doch nicht allein stehen lassen, zumal, da sie hier ganz unbekannt sind.

Malchen. Ich bitte, liebes Emilchen, Fräulein Antonie ist sehr artig gegen uns gewesen, und wir haben wirklich gefehlt, daß wir im Anfange beynahe nur an uns selbst dachten.

Obristin. Nein, nein! liebes Kind, ich kenne das, entschuldigen Sie nicht, was in Wahrheit zu tadeln; Emilie hat nicht unrichtig beobachtet. Freylich kann das arme Mädchen nicht ganz dafür, aber ich hoffe, sie wird schon verständiger werden. — Doch du schienst noch etwas auf dem Herzen zu haben.

Emilie. Ich sage es ungern, und hätte es ihr lieber selbst gesagt, wenn ich sie nur einen Augenblick hätte allein sprechen können; aber sie ist mir, besonders den Nach-

mit-

mittag über, wie es schien, recht geflissentlich ausgewichen. Aber, liebes Pathchen, wenn ich es Ihnen sagen soll, nicht wahr, Sie vergeben ihr?

Obristin. Gewiß, gutes Kind, denn ich bin überzeugt, was sie auch gethan haben mag, aus bösem Herzen hat sie es nicht gethan. Sie ist nur leichtsinnig und hat einen einfältigen Eigendünkel, der sie zu mancher Unvorsichtigkeit verleitet.

Emilie. Das glaube ich auch, sie muß wohl gar stolz seyn, weil sie ein Fräulein ist; ja, in Wahrheit, ich glaube es beynahe. Darum hat sie es auch wohl nicht gern gesehen, daß ich mit Euch (zu ihren beyden Freundinnen) redete. Das arme Mädchen! dann wäre sie in der That zu bedauern. O, meine Mutter erzählte mir einmal von so einem kleinen stolzen Fräulein, ich muß immer noch lachen, wenn ich daran denke! Ich wünsche nur, daß sie nicht auf eine solche Art davon geheilt wird, wie das kleine lächerliche Ding — aber ich wollte Ihnen ja sagen, was ich heute gesehen und gehört habe. Sehen Sie nur, liebes Pathchen, nach Tische waren wir Mädchen zusammen im großen

Saale, Antonie war auch bey uns, aber plötzlich lief sie von uns weg und gleich darauf höre ich sie in einem andern Zimmer ausserordentlich laut reden, ich hätte lieber sagen sollen, schreyen. Ich wollte sehen, was es gebe, aber ich hielt mich davon, um nicht neugierig zu scheinen. Ein Weilchen nachher wollt' ich meine Mutter bey Ihnen aufsuchen, und wie ich durch den Vorsaal gehe, sehe ich den guten alten David (einen Bedienten des Obristen) an dem Fenster stehen. Guten Tag, Vater David, ruf ich ihm zu; wie er sich umwendet, um mir zu danken, seh' ich, daß der arme alte Mann sich die Augen wischt. Ich gehe zu ihm hin: was fehlt ihm denn, lieber David! frag' ich ihn, ist er krank? O nein, gnädiges Fräulein, antwortete er. Nun, was ist ihm denn? er hat ja geweint! Lange wollte er nicht mit der Sprache heraus, aber endlich gestand er mir, daß er es gewesen sey, den Antonie so sehr ausgeschmält hatte. Der alte gute Mann weinte immer, daß er schluchzte, da er mir's erzählte. Ja, sagte er, ich habe meinem gnädigen Herrn über vierzig Jahre gedient, aber niemals hat er mir so etwas

gesagt, was ich mir nun von so einem Kinde sagen lassen muß. Ich soll mich schonen, soll gar keine Dienste mehr thun, will mein gnädiger Herr, aber ich kann nicht müßig seyn, und da ich nun thue was ich kann, muß ich mir so begegnen lassen. Ich habe das Fräulein manchmal auf dem Arme gehabt, habe sie manches liebe mal ganze halbe Tage gewartet, und jetzt! Ihr Herr Vater war so ein braver guter Herr, er hat mir nie ein böses Wort gesagt und versprach mir nur noch kurz vor seinem Tode, daß er mich selbst in Ruhe setzen wolle, wenn es mein gnädiger Herr nicht wollte; ich habe ihm dafür gedankt, mein Herr wird mich nicht hungern lassen, — aber wenn er wissen sollte, daß mich seine Fräulein jetzt so mishandelte! O, liebes Fräulein Emilchen, sagte er zu mir und nahm mich bey der Hand, werden Sie ja nicht auch so, daß nicht auch einmal ein alter Mann, wie ich, über Sie Thränen vergießen muß. — Ich mußte selbst weinen, so dauerte mich der gute Mann, und wie er das sahe: nun, sagte er, weinen Sie nur nicht, ich will auch aufhören; ach! wenn Sie nur oft herkämen zu uns, vielleicht würde unser Fräulein

lein auch so gut, wie Sie. — Ich konnte ihm nicht antworten, Antonie rufte ihn. Aber was sagen Sie dazu, liebes Pathchen? Ich redete darauf mit der Kammerjungfer, auch sie klagte ganz außerordentlich über Antonien und sagte mir unter andern, daß sie sich im ganzen Hause, bey allen Leuten, schon in der kurzen Zeit, da sie hier ist, lächerlich und verächtlich gemacht habe. Die Bedienten und die Mägde spotteten ihren Gang, ihre Sprache, kurz alles an ihr, nach. Sie muß es doch wirklich arg gemacht haben, denn die Leute sind mir doch alle so gut, und Sie sind ja immer so sehr mit ihnen zufrieden gewesen. — Sie schweigen, liebes Pathchen, ich habe Sie doch nicht böse gemacht? Oder wollen Sie Ihr Versprechen zurücknehmen?

Obristin. Keines von beyden, liebes Kind; ich danke dir vielmehr, daß du so aufrichtig gegen mich gewesen bist, und kann das mit desto größerm Vergnügen, weil ich weiß, daß du mir diese Dinge gewiß nur in der besten Absicht gesagt hast.

Emilie. Gewiß liebes Pathchen; auch hatte ich mir fest vorgenommen, alles was

ich

ich Ihnen gesagt habe, bey erster Gelegenheit Antonien selbst zu sagen.

Obristin. Das trau ich dir zu. Das arme unglückliche Mädchen!

So weit hörte Antonie dies Gespräch an; kein Wort war für sie verloren gegangen; jetzt entfernte sich ihre Tante, und gieng mit den Kindern nach dem Hause zu. Schaam und Verdruß waren die beyden Empfindungen, mit denen sie nun zur Gesellschaft zurückgieng, die bald darauf sich trennte. Ein unwillkührliches Gefühl zog sie zu Malchen hin, die, so sehr sie auch Ursache gehabt hatte, sich über sie zu beklagen, sie sogar entschuldigt hatte. Sie drückte ihr beym Abschiednehmen die Hand, und konnte nur mit Mühe eine Thräne verbergen, die ihr in's Auge trat. Gegen Emilien wollte sie kalt seyn, allein ihr Gewissen sagte ihr, daß das gute Mädchen ihren Haß nicht verdiene. Sie nahm auch von ihr mit einer ihr ungewöhnlichen Herzlichkeit Abschied und bat sie sogar um ihre Freundschaft. Den alten David konnte sie nicht in's Gesicht sehen, sie erwartete eine für sie sehr unangenehme Unterredung

mit ihrer Tante; allein mancherley Geschäfte hinderten diese für diesen Abend, mit Antonien allein zu sprechen. Auch am folgenden und künftigen Tage fehlte es ihr an einer schicklichen Zeit dazu, und Antonie hätte vielleicht alles wieder vergessen — wäre nicht der Onkel dazwischen gekommen.

Besser vorbereitet hätte sie zu dieser Unterredung mit ihm nicht kommen können. Das belauschte Gespräch hatte auf ihr Herz gewirkt, die ernsthaften Vorhaltungen ihres Onkels wirkten auf ihren Verstand. Durch Emilien's Erzählung erfuhr sie, was sie sich selbst immer noch nicht hatte gestehen wollen, daß sie sich durch ihren kindischen Adelstolz lächerlich und sogar verächtlich mache; durch den Onkel lernte sie die Ursachen einsehen, warum Adelstolz lächerlich sey. Daß sie dem armen alten David so wehe gethan hätte, war ihr in dem Augenblick, da sie sich so schlecht gegen ihn betrug, gar nicht eingefallen; durch Emiliens hinreißende Erzählung fühlte sie mit wahrer Rührung, daß sie ihm unrecht gethan habe. Sie erinnerte sich überdies, zu verschiedenen malen selbst bemerkt zu haben, daß die Bedienten unter

einander heimlich gesprochen hatten, wenn sie etwa vor ihnen, auf ihre gewöhnliche Art, mit aufgeworfner Nase, vorüber gegangen war, daß sie sogar mehrere male auf eine, ihr damals unerklärliche Weise lächelten, wenn sie ihnen, in ihrem gebietrischen Tone, etwas befahl. Genug, beydes, das belauschte Gespräch und die Unterredung mit ihrem Onkel, öfneten ihr die Augen, und wie ich schon gesagt habe, ihr Betragen wurde, von der Zeit an, unendlich zu ihrem Vortheil verändert.

Bald hatte sie auch die Freude, wahrzunehmen, wie ganz anders alle, die sie vorhin so oft durch ihren Stolz beleidigt hatte, gegen sie gestimmt wurden. Diese Beobachtung und die Erfahrung, daß es unter dem Bürgerstande viele vortreffliche Menschen gebe, daß man aber unter den Adlichen auch viele Niedrigdenkende und Handelnde antreffe, besonders auch die Belehrungen eines jungen Mannes, der sich nicht nur durch seine liebenswürdigen Sitten und feinen Kenntnisse, sondern vorzüglich auch durch einen edlen Charakter auszeichnete, welchen ihr der Onkel zum Lehrer gegeben hatte, brachten sie bald dahin, daß sie den Behaup-

tun-

tungen ihres Onkels, an dem sie überdies, so wie an ihrer Tante, das beste Beyspiel sahe, unbedingten Beyfall gab.

Malchen wurde ihre beste Freundin, sie waren fast unzertrennlich; nächst ihr liebte sie Emilien vorzüglich. Der alte David wurde ein Jahr darauf sehr krank, Antonie besuchte ihn nicht nur fleißig, sondern sie fand ein besonderes Vergnügen darin, dem guten alten, treuen Diener das angethane Unrecht dadurch einigermaßen zu vergüten, daß sie ihm alle Arzeneyen selbst reichte, ihm das Essen zutrug und jede Handreichung that, die sie ihm nur leisten konnte. Sein rührender Dank war ihr mehr werth, als wenn sie die schönsten Lobsprüche, auch aus dem Munde eines Fürsten, gehört hätte. Oft sagte sie zu Malchen: wie thöricht sind doch die Adlichen, die durch ihren kindischen Stolz auf Dinge, die an sich so gar keinen Werth haben, und die ihnen überdies nur der Zufall gab, so viele gute Menschen von sich entfernt halten. Indem sie diese von sich scheuchen, flieht die Freude zugleich von ihnen. Ja, ich kenne die Freude nur erst, seitdem ich aufhörte, eine Närrin zu seyn. O mein

Mal-

Malchen, wie glücklich man ist, wenn man sich von so vielen guten Menschen geliebt weiß!

Antonie war in diesem Falle; jetzt, indem ich dies schreibe, ist sie die Braut eines liebenswürdigen jungen Mannes. Ich wünschte, ihn nennen zu dürfen; doch ich darf nicht unbescheiden seyn!

Müßiggang ist aller Laster Anfang.

Einer meiner Freunde besuchte vor einiger Zeit eine von den öffentlichen, nützlichen Anstalten, worin solche Menschen, die der übrigen Gesellschaft als Verführer, als Diebe und Lasterhafte jeder Art, nachtheilig wurden, zu ihrer Bestrafung, um sie unschädlich zu machen und zugleich zu ihrer Besserung aufbewahret werden. Er ließ sich in den Gebäuden dieser Anstalt herumführen, sahe die verschiedenen Beschäftigungen und Arbeiten, zu welchen die Züchtlinge, um sie zu einem thätigen und ordentlichen Leben zu gewöhnen, angehalten werden, und war eben im Begriff, das Haus wieder zu verlassen,

als ihm der Zuchtmeister, der Mann, welchem die Aufsicht und Bestrafung der Züchtlinge anbefohlen ist, wenn sie ungehorsam seyn sollten, sagte: daß er nur noch ein Viertelstündchen warten dürfe, wenn er einem neu eingebrachten jungen Verbrecher, den Willkomm geben sehen wollte. Auf die Frage, wer der junge Mensch sey und was er begangen habe? zuckte der Zuchtmeister mit den Achseln, und gab meinem Freunde zu verstehen, daß er den Namen des jungen Menschen, aus Schonung gegen seine Familie, nicht nennen dürfe. Er würde, sagte er, nur auf einige Zeit in die Anstalt gebracht, und vielleicht bald wieder daraus weggenommen, je nachdem er Besserung zeigen würde.

So sehr auch mein Freund dem ehrlichen Manne versicherte, daß er auf seine Verschwiegenheit rechnen könne, so erfuhr er von ihm doch nichts mehr, als daß die Eltern des jungen Menschen angesehene und allgemein geschätzte Leute in H. wären. In H. dachte er, denn H. war sein Geburtsort, wo er wenigstens alle angesehene Familien kannte, wer könnte das seyn? Er fieng an, alle

Familien in Gedanken durchzugehen, worin er Söhne wußte, aber ehe er noch mit sich selbst eins werden konnte, brachte man den jungen Verbrecher geführt. Er mußte alle seine Fassung aufbieten, als er in ihm, unerachtet seines verwilderten Ansehens, den einzigen Sohn eines der angesehensten Männer in H. erkannte, um nicht vor Schreck und Erstaunen, laut auf zu schreyen. Er sahe ihn an den Pfahl anschließen, an dem er die ihm zuerkannten Schläge zum Willkomm empfangen sollte; es war ihm unmöglich, den Anblick länger auszuhalten. Er entfernte sich schnell aus dem Hause, und da seine Aufträge an diesem Orte zu Ende waren, eben so schnell aus dieser Gegend. Der junge Mensch und sein trauriges Schicksal kam ihm nicht aus den Gedanken, und sein erstes Geschäft, als er in seinem jetzigen Wohnorte ankam, war, an seine Freunde in H. zu schreiben, um von ihnen zu erfahren, was den Sohn so angesehener und vorzüglich geschätzter Eltern, in einem so zarten Alter, (er konnte damals noch nicht das vierzehnte Jahr zurückgelegt haben,) zu iener so schimpflichen Züchtigung fähig gemacht haben

könne. Die Nachrichten, welche er erhielt, und seine Bekanntschaft in dem Hause der Eltern des jungen Menschen setzten ihn in Stand, mir die vollständige Jugendgeschichte desselben mitzutheilen. Ich glaube etwas Nützliches zu thun, wenn ich sie Euch, meine kleinen Leser, wieder erzähle, und wünsche, daß ihr diese Geschichte recht ernstlich beherzigen möget, um den Müßiggang so verabscheuen zu lernen, wie es ein Laster verdient, das auch für Euch, wenn Ihr ihm euch ergeben wolltet, in seinen Folgen, wo nicht eben so fürchterlich, doch immer sehr verderblich werden kann.

Philipp, erlaubt mir, daß ich ihm diesen, ihm eigentlich nicht zukommenden Namen gebe, war, wie ihr schon wißt, der einzige Sohn angesehener und sehr wohlhabender Eltern. Sein Vater stand einem öffentlichen wichtigen Amte vor, und war wegen seiner strengen Rechtschaffenheit sowohl, als wegen seines wohlwollenden Herzens von jedermann geschätzt und geliebt, und seine Mutter, eine übrigens vortreffliche Frau, hatte nur den einzigen Fehler — allzu nachsichtig gegen ihren Einzigen, wie sie ihn oft nannte,

gegen ihren Philipp zu seyn. Philipp selbst war in seiner frühsten Kindheit ein munterer, aufgeweckter Knabe, der einen guten Kopf verrieth, allein da ihm alle seine kleinen Leichtfertigkeiten immer ungeahndet hingiengen, da sie sogar oft von seiner Mutter und, ihr zu gefallen, auch wohl von fremden Personen belacht wurden, so wurde seine Leichtfertigkeit bald ausgelassene Wildheit.

Er bekam in seinem fünften Jahre seinen ersten Lehrer. Der junge Mann hatte alle die Fähigkeiten und den besten Willen, seinem Zöglinge eine vortreffliche Erziehung zu geben, allein er bemerkte sehr bald, daß er wenig ausrichten werde. Philipp wußte zu wohl, daß er zu nichts gezwungen werden könne, wozu er nicht selbst Lust hatte, und er hatte zu nichts Lust als herum zu laufen und muthwillige Streiche zu begehen. Zwar beklagte sich der Lehrer oft genug bey seiner Mutter; allein er erhielt immer denselben Bescheid: Jugend habe nicht Tugend; der Verstand komme nicht vor den Jahren; man müsse dem armen Kleinen wohl etwas nachsehen, er sey nun einmal ein munterer Knabe; es werde sich schon mit der Zeit geben;

er solle nur Geduld haben, — und was dergleichen saubere Entschuldigungen mehr waren, die der guten Frau ihre allzugroße Liebe für ihren Philipp eingab. Der redliche Mann dachte zu gewissenhaft, als daß er sich dabey hätte beruhigen können; dem Vater wollte er mit seinen Klagen nicht beschwerlich fallen, um dem braven Manne die wenigen Stunden, die ihm seine Geschäfte im Schooß seiner Familie zuzubringen erlaubten, nicht zu verbittern, und weil er auch zu wenig zu Hause war, um von den häufigen Unarten seines Sohnes ein Augenzeuge zu seyn. Was sollte er thun? — Er foderte seine Entlassung — und erhielt sie. Ihm folgte ein zweyter und dritter, sie dachten wie er, thaten, was er gethan hatte und die Mutter blieb bey ihrer Meynung.

Philipp war inzwischen älter geworden, und hatte, da ihm nie Einhalt geschah, an Wildheit, wie natürlich, sehr zugenommen. Eine Stunde lang still sitzen zu müssen, wäre für ihn die größte Strafe gewesen; was sollte er aber, da er sich mit nichts Nützlichem beschäftigen ließ, den ganzen langen Tag anfangen? Er mußte nothwendig auf Mittel

sinnen,

sinnen, sich die Zeit, nach seiner Art, angenehm zu vertreiben, und verfiel dadurch auf vielerley oft nur muthwillige, oft auch in Wahrheit boshafte Streiche. Kein Mensch blieb von ihm ungeneckt, und hatte er keine Menschen, an denen er seinen Muthwillen auslassen konnte, so mußten Hund und Katze oder das Federvieh auf dem Hofe seiner Eltern herhalten. Zuletzt wurde ihm auch das Haus seiner Eltern zu enge, er erweiterte seinen Wirkungskreis, und die Nachbarn, links und recht, lernten ihn bald als den ungezogensten muthwilligen Knaben kennen. Wenn er nicht ihre Hunde und Katzen jagte, so hatte er's mit ihren Kindern zu thun, und da diese ihn kennen lernten, so neckte er sie auf andere Weise. Bald schoß er ihnen, mit einem Blaserohr, die Fenstern ein, bald schoß er sie oder ihre Kinder, wenn sie sich an den Thüren oder Fenstern sehen ließen; bald klopfte er des Abends an ihre Fensterläden; bald zog er an den Klingeln, um sie vergeblich heraus zu bemühen; bald legte er große Steine auf die Straße; bald band er queer über die Straße Bindfäden, damit die Vorübergehenden darüber fallen möchten. Man

klagte, allein es half nichts. Der zugefügte Schaden wurde ersetzt, Philipp bekam einen kleinen Verweiß und alles war wieder gut. Doch Ihr wollt wohl nicht alle seine Unbesonnenheiten wissen, und wenn ich sie alle erzählen wollte, würde ich Euch mehr Zeit damit verderben, als Ihr Nutzen aus seiner ganzen Geschichte ziehen könntet. Nur eines muthwilligen Streiches muß ich noch gedenken, weil er großen Einfluß auf sein künftiges trauriges Schicksal hatte.

Er jagte einst eine Katze. Sie gehörte einem Kaufmann, dessen Haus an das Haus von Philipps Eltern angebaut war. Das Haus des Kaufmanns war einige Ellen tiefer und reichte sonach, auf der einen Seite, wo es an dem Hause von Philipps Eltern grenzte, ein gutes Stück in den Hof hinein, welches Philipps gewöhnlicher Tummelplatz war. Die geängstete Katze sprang an der Mauer des Hauses ihres Herrn in die Höhe und fuhr in ein Loch, das Philipp jetzt zum erstenmale bemerkte. — Was in aller Welt muß das für ein Loch seyn, dachte er, wo muß es hinführen? Das muß ich wissen! Er, der alle Winkel im Hause kannte, wußte

sich

sich bald eine Leiter herbey zu schaffen, die ihm nicht zu schwer war und die die rechte Höhe hatte, um das Loch bequem zu erreichen. Er stieg hinauf und siehe da, er konnte in das sogenannte Waarenlager und durch eine halbgeöfnete Thüre bis in das Gewölbe sehen und alles hören was da gesprochen wurde. Schon wollte er ein Späßchen, nach seiner Weise, machen und den Ladendiener rufen, als ihm, gerade unter dem Loche, ein großes Faß mit großen Rosinen, daneben ein anderes mit kleinen Rosinen und noch andere mit andern Naschwaaren in die Augen fiel.

Schnell zog er seinen Kopf zurück, stieg die Leiter hinab, trug sie an ihre Stelle und gieng mit sich zu Rathe: wie er wohl zu diesem Schatze ohne Gefahr kommen und sich davon von Zeit zu Zeit etwas zueignen könne. Er besahe sich das Loch von allen Seiten, es war mit einem einzigen eisernen Stabe in der Mitte verwahrt, und auf diese Art war es zum Hineinkriechen für ihn zu schmal. Aber wenn die eiserne Stange herauszubringen wäre! Je nnn, dachte er, geht das nicht, so kann ich mit einem langen Stock bis in das Faß reichen, und wenn ich einen

Topf daran befestige — o, das geht, das muß gehn! Aber heute darf ich's nicht wagen, man möchte mich bemerken und dann wäre meine Freude verdorben. Morgen früh! ja morgen früh! es ist Sonntag, da kommt Niemand in's Gewölbe, und unter der Kirche — o, da ist alles sicher. Gesagt, gethan! Der Sonntags Morgen kam, und Philipp holte sich drey Töpfe voll große Rosinen, ohne daß er von irgend jemand wäre bemerkt worden.

Ich überlasse es Euch, liebe Kinder, diese Handlung Philipps zu beurtheilen. Ihr sehet schon hieraus, wohin Müßiggang und daher erzeugter Muthwille führen können. Denn Ihr werdet wohl nicht zweifeln, daß es Philippen niemals an Näschereyen werde gefehlt haben, um seinen Gaumen zu befriedigen; es hätte ihm ein gutes Wort, eine einzige Bitte gekostet, und seine Mutter würde ihm mehr gegeben haben, als er zu Befriedigung seiner Naschlust brauchte. Aber es gefiel ihm besser, es zu stehlen, denn das kitzelte seinen Muthwillen, er konnte dadurch dem Nachbar, der ihm schon einigemale Verweise

weise zugezogen hatte, einen Possen spielen, und zugleich war es ihm Zeitvertreib.

Philipp mußte auf diese Art, da er auf seine Lehrer wenig achtete, da er seine meiste Zeit mit Nichtsthun oder kindischen und muthwilligen Streichen verschwendete, nothwendig ein sehr unwissender Mensch bleiben. Mit vieler Mühe brachten ihm seine Lehrer so viel bey, daß er ein wenig deutsch lesen und schreiben konnte. Aber eben diese seine Unwissenheit, und ein zurückgelaßner Brief seines dritten Lehrers, der, wie seine Vorgänger, unwillig ein Haus verließ, wo ihm von Seiten der Mutter alle mögliche Hindernisse in den Weg gelegt wurden, um etwas Gutes wirken zu können, öffneten seinem Vater die Augen. In diesem Briefe wurden ihm mit der größten Freymüthigkeit, jedoch mit vieler Schonung gegen ihn selbst, die Ursachen entdeckt, warum nicht nur er, sondern auch alle zeitherige Lehrer Philipps, in so kurzer Zeit sein so angesehen Haus verlassen und warum alle ihr Fleiß und ihre Bemühungen zu Philipps Bildung vergeblich seyn mußten. Zugleich wurde ihm darin gezeigt, daß er, wenn ihm anders die Besse-

rung

rung und das künftige Glück seines Sohnes am Herzen läge, ihn nothwendig so bald als möglich aus dem Hause entfernen müsse.

Der würdige Mann fühlte die Wahrheit dieser Vorstellungen, und wußte es dem jungen redlichen Manne Dank, offen gegen ihn gewesen zu seyn. Es erfolgte ein trauriger Auftritt, aber leider! war das Ende davon nur dies: daß man Philippen in Zukunft keinen besondern Lehrer halten, sondern ihn auf der öffentlichen Schule unterrichten lassen wollte. Der gute Vater glaubte dadurch dem größten Uebel abgeholfen, wenn Philipp nur nicht immer unter den Augen seiner allzu nachsichtigen Mutter wäre. Wenn er nur die Aufsicht über ihn einem der Lehrer an der Stadtschule übertrüge, der ihm von Zeit zu Zeit über seinen Fleiß und sein übriges Betragen getreu berichtete, so beredete er sich, würde für ihn gut gesorgt seyn; von seinem Ehrgeize hoffte er, daß ihn das Beyspiel mehrerer fleißiger Mitschüler zum Fleiß ermuntern, und die Schande, unter vielen Fleißigen einer der Trägen, unter vielen Ordentlichen einer der Unordentlichsten zu seyn, von Faulheit und Unordnung abhalten würden.

unwissend; dafür war ein anderer fleißig und geschickt, und man half ihm gern, denn man wußte, daß er gut dafür bezahlte. Um sich eine Ausarbeitung vom Halse zu schaffen, bezahlte er gern sein Taschengeld auf eine ganze Woche dem, der sie für ihn machen wollte, und es fanden sich immer unter seinen Freunden willige Seelen, die das Geld gern verdienten. So kam es, da er zumal in den Schulstunden sich vor dem Lehrer in Acht nahm, daß er von diesem guten Manne, wenigstens im ersten Jahre, sogar oft gelobt wurde, wenn sein Vater sich nach seinem Fleiße und seiner Aufführung erkundigte. Auch verstrich das erste Jahr ohne daß er andere, als seine gewöhnlichen Fehler hätte an sich bemerken lassen. Aber ach! bald verfiel er aus einer Thorheit, aus einem Laster in das andere.

Unter den jungen Leuten, die seine gewöhnliche Gesellschaft ausmachten, war einer mit einem Laster bekannt, das so abscheulich ist, daß ich nicht wagen darf, es zu nennen, ohne zu befürchten, Euch, liebe Kinder, gefährlich zu werden. Nur so viel wisset, daß es das verderblichste ist, welches junge Leute

bege-

begehen können, das die edelsten Kräfte ihres Körpers zerstört, ihre Gesundheit auf immer untergräbt, ihre Sinnen stumpf macht und ihre Geisteskräfte fürchterlich schwächt. Bleich wie die Schatten schleichen die Unglücklichen umher, die es an sich haben; sind laß und träge zu allem Guten, ihre Augen sehen matt und halb gebrochen, und gewöhnlich sterben sie eines frühen Todes. Mit diesem abscheulichen Laster, das der Müßiggang ersann und in welches der Müßiggänger so leicht verfällt, wurde auch der unglückliche Philipp durch einen seiner Gesellschafter bekannt. Sie waren nun unzertrennlich und übten diese Abscheulichkeit gemeinschaftlich aus. Die schrecklichen Folgen blieben nicht lange aus, Philipp, der wie eine Rose blühte, welkte allmählig dahin, so daß seine ungesunde Farbe, sein schüchternes, muthloses Wesen, das man an ihm so ganz ungewohnt war, allen die ihn kannten, besonders aber seinen Eltern, auffallend wurde. Nur durch Mitwirkung eines geschickten und einsichtsvollen Arztes brachte man ihn zum Geständniß und wurde seine Gesundheit einigermaßen wieder hergestellt. Doch behielt er seit der Zeit ein

blei-

bleiches und verzerrtes Ansehen, und seine Munterkeit bekam er nie wieder. Ein Glück für ihn war es, daß er noch so viel über seine Begierden vermochte, dies Laster ferner nicht weiter zu begehen.

Obgleich Philipp jetzt nicht mehr der unbändige Wildfang war, denn seine Krankheit hatte seine Kräfte ausserordentlich erschöpft, so behielt er doch den alten Widerwillen gegen alles, was Arbeit oder ernsthafte Beschäftigung heißt. Er hatte keinen Gefallen mehr an dem Unfug, den er sonst mit seinen Gesellschaftern in der Stadt oder auf den nahe gelegnen Spaziergängen trieb. Man merkte es ihm bald ab, nnd dachte für ihn auf andere Vergnügen. Daß er immer der bezahlende Theil war, versteht sich, denn noch reichte sein Geld immer aus. Aber jetzt wurden die Vergnügen kostbarer. Philipp wurde von einem seiner Schulfreunde, dessen Vater auf einem ungefähr eine Meile von der Stadt entfernten Dorfe Pfarrer war, zur Kirmeß eingeladen. Er versprach sich viel Vergnügen davon, aber zu Fuße eine Meile weit zu gehen, war ihm zu beschwerlich. Er bat seine Eltern um Erlaubniß,

die Einladung annehmen zu dürfen, und erhielt sie; er bat, daß man ihn hinaus fahren oder reiten lassen möchte, und das wurde ihm vom Vater abgeschlagen. Seine Thränen, denn jetzt pflegte er oft zu weinen, wie das der Fall immer bey so geschwächten Menschen ist, erweichten seine Mutter. Sie gab ihm Geld zu einem Wagen und — nun fuhr er mit seinem Freunde ohne Vorwissen seines Vaters ab. Dies Fahren gefiel ihm, noch mehr gefiel ihm das Kartenspiel, welches er auf dieser Kirmeß kennen lernte. Zwar wurde hier nur um Nüsse gespielt, aber kaum bemerkten seine Gesellschafter, daß ihm dieser Zeitvertreib gefalle, so wurde den Nüssen eine Kleinigkeit an Gelde untergeschoben — und von nun an war Philipp täglich bey einem aus seiner Gesellschaft, bey dem er, mit einigen andern, unbemerkt in Karten spielen konnte.

Bey dem Spiele, das oft ganze Nachmittage dauerte, wurde man hungrig und durstig. Der Wirth hatte wenig herzugeben, Philipp ließ sich nicht schimpfen, und brachte entweder mit, oder ließ für sein Geld herbeyschaffen. Da er zu Näschereyen von Ju-

Jugend auf gewöhnt war, so kann man sich denken, daß er nun, da es von ihm abhieng, was genossen werden sollte, gewiß nicht mit gemeinen Leckereyen werde vorlieb genommen haben. Was ihm noch bey seinen Eltern, aus Fürsorge für seine Gesundheit verboten war zu genießen, oder was er doch nur selten und mit großer Mäßigkeit genießen durfte, das wurde hier vorzüglich gewählt. Kuchen und Backwerk und süße Weine waren das Gewöhnliche.

Aber wo in aller Welt, fraget Ihr, nahm er das Geld zu dem Allen her? Er spielte gewiß ungeschickt oder unglücklich, denn warum würden sich sonst zu diesem Einfältigen doch noch so viele Gesellschafter gefunden haben? Doch wohl nicht darum allein, weil sie mit ihm schmausen konnten?

Freylich, liebe Kinder, verlohr er täglich im Spiele, und zwar wurde von Zeit zu Zeit immer höher Spiel gespielt. Wo er das Geld dazu hernahm? Darnach fragen so unbesonnene und liederliche Leute nicht, wie die jungen Menschen waren, mit denen er es zu thun hatte. Aber Ihr fraget mit Recht, weil Ihr Euch nicht vorstellen könnet, daß

seine Eltern ihm würden so viel gegeben haben, ohne jemals nachzufragen, was er damit anfange? So hört es denn und entsetzt Euch vor einem jungen Bösewicht, der — seine eigne Eltern bestahl!

Er bekam acht Groschen wöchentliches Taschengeld; mag ihm seine leichtgläubige Mutter, der er immer diese und jene nöthige Ausgabe vorzulügen wußte, wöchentlich eben so viel gegeben haben; aber wo hätte das hinreichen sollen? Aus seinem eignen Geständniß weiß man folgendes davon: Er schlich sich des Nachts in das Wohnzimmer seiner Mutter, hier wußte er die Schlüssel zu ihrem Schreibetische zu finden, worin sie gewöhnlich mehr oder weniger ungezähltes Geld liegen hatte, und nahm sich nun, nachdem er viel oder wenig darin fand, bald einen, bald mehrere Thaler, und das zwar so oft, als er Geld brauchte.

Beynahe ein Jahr lang trieb er dies schändliche Gewerbe, ehe seine Mutter nur etwas ahndete; durch einen Zufall entdeckte sie endlich, daß jemand ihr Geld entwenden müsse, und seit der Zeit nahm sie die Schlüssel jedesmal auch des Nachts zu sich. —

Wußte

Wußte sie denn den Thäter? Nein! wie hätte sie können auf Philipp rathen? Er, glaubte sie, würde doch das seiner Mutter nicht zu Leide thun, die ihn so sehr liebte, die ihm schon so oft, auch wider Willen des Vaters, Geld gegeben hatte! Und wozu sollte er's brauchen? Der arme Schelm muß fast den ganzen Tag in der Schule schwitzen; und wenn er nun auf einem Spaziergange eine Kleinigkeit braucht, so hat er ja Taschengeld, und fehlt's ihm einmal, so weiß er ja, daß er eine Mutter hat, die er nur bitten darf. So dachte die gute, betrogne Mutter, und warf ihren Verdacht lieber auf ein armes Dienstmädchen, welches täglich in ihrem Zimmer aufräumen mußte. Auch blieb Philipp so ruhig, als die Mutter einst, in seiner Gegenwart, ihren Verdacht gegen seinen Vater äußerte und ihm ihren Entschluß bekannt machte, das arme Mädchen um dieses ungegründeten und wie wir nun wissen, ganz falschen Verdachts willen, zu verabschieden! — Seht Kinder, wie ein Laster aus dem andern folgt! Müßiggang verleitet den Unglücklichen allmählich zum Muthwillen, zur Faulheit, zum Diebstahl,

zur Unzucht, zum verderblichen Spiel, zu Lügen, zur gefühllosesten Hartherzigkeit! Welches schreckliche Verzeichniß von Lastern, deren jedes einzeln für sich schon den Menschen so unglücklich machen kann! Doch — der Krug geht so lange, bis er bricht! Bald wird auch Philipp die Wahrheit dieses Sprüchworts erfahren, bald werden ihn die Folgen seiner Vergehungen treffen.

Ungelegner hätte Philippen nichts kommen können, als daß so plötzlich der Quell für ihn verstopft wurde, aus dem er mit so leichter Mühe und so oft er wollte, hatte schöpfen können. Er hatte an demselben Abend, als er das Gespräch seiner Eltern über die gemachte Entdeckung mit anhörte, so viel Unglück im Spiel gehabt, daß er alle sein noch übriges Geld verloren und überdies noch hatte schuldig bleiben müssen. Zwar war dies schon öfter geschehen, doch hatte er immer pünktlich bezahlt — und jetzt sollte er schuldig bleiben? Er konnte die Nacht kein Auge zuthun, sann hin und her, wie er zu Gelde kommen könne; plötzlich fiel ihm das Loch ein, welches in das Kaufmannsgewölbe führte, und das ihm ganz aus den Gedan-

ken gekommen war, weil er es wohl schon seit drey Jahren nicht besucht hatte. Warum hätte er sich auch jetzt noch nach solchen Näschereyen bemühen sollen, da er sie ja für Geld haben konnte, und dieses ihm bisher nicht fehlte? Da muß Geld zu finden seyn, dachte er, ich kann nicht anders, ich muß es wagen. Aber heute ist Mittwoch, und vor Sonntag wird's nicht angehen! Der eiserne Stab im Loche machte ihm keine Schwierigkeiten: er glaubte ihn jetzt wohl herausbrechen zu können! Aber daß er bis Sonntag warten sollte! Er mußte sich darein ergeben. Indeß sollte ihm die Mutter aushelfen. Er fand bald eine Lüge und bekam was er wünschte! — Man vermißte um diese Zeit ein paar große silberne Speiselöffel in seiner Eltern Hause, der Verdacht des Diebstahls fiel auf einen Bettler. Einer von Philipps Bekannten will ihn aber um die selbige Zeit bey einem Goldschmidt gesehen haben, dem er sie vielleicht verkauft haben könne, — doch hat er selbst, da er alles gestehen mußte, dies nicht eingestanden. Ob man nicht darnach gefragt habe, ob er selbst es vergessen hatte, weiß ich nicht. Mir ist's nicht unwahrschein-

lich, daß er, dem kein Verbrechen zu klein war, in seiner Verlegenheit auch dieses begangen haben könne.

Der Sonntag kam, er brauchte wieder Geld, seine Eltern und die mehrsten Leute im Hause waren in der Kirche, Philipp war zu Hause geblieben, unter dem Vorwande, eine nöthige Arbeit zu verrichten, die er nicht verschieben könne. Alles war still, er gieng in den Hof, besahe das Loch, und — holte die Leiter. Mit klopfendem Herzen erst[illegible] sie, horchte noch einmal, ob jemand in der Nähe sey, versuchte an dem eisernen Stabe, wurde gewahr, daß er nicht in die Mauer, sondern von innen an Holz befestiget sey. Nach einigen Versuchen bog er ihn ab, und nun konnte er ziemlich bequem hinein steigen. Da noch alles ruhig war und nachdem er überlegt, wie er wieder herauskommen könne, kroch er zum Loche herein, kam glücklich herab und eilte nun durch eine halb offen stehende kleine Thüre in das Gewölbe. Er suchte zuförderst in den Kasten, in welche, wie er gesehen hatte, das Geld geworfen wird, wenn es der Kaufmann eingestrichen hat — fand aber hier nur etwas kleine

Mün-

Münze, weil es, wie gewöhnlich, des Sonnabends herausgenommen worden war. Er ließ diese Kleinigkeit wohlbedächtig liegen, da ihm zumal die Schreibestube in die Augen fiel. Die Thüre war nicht verschlossen, ein Schreibepult war das Einzige, worin hier nach seiner Vermuthung Geld aufbewahrt seyn könne, aber dies war nicht offen. Er versuchte zwar es zu erbrechen, aber vergeblich; da sah er eine Anzahl Schlüssel liegen, er suchte und fand den Pultschlüssel, öffnete es, und — zu seinem Unglück fand er hier mehrere hundert Thaler gepacktes Geld. Unschlüssig, wie viel er nehmen solle, ergriff er ein ziemlich starkes Packet, verschloß das Pult, legte den Schlüssel an seinen Ort und kam glücklich aus dem Loche und ohne bemerkt worden zu seyn, mit seiner Beute auf seine Stube. Als er das Packet von sich legte, sah er, was er in der Betäubung vorher nicht gesehen hatte, daß es überschrieben war und daß funfzig Thaler darin seyn sollten. Er erschrack, als er dies laß, eine solche Summe hatte er noch nie in Händen gehabt, und wie sollte er sie verbergen? In seiner Stube war's unmöglich, da fiel ihm der Hausboden

ein, ob er da einen bequemen Ort dazu finden könne. Er stieg hinauf, fand einen Haufen Sägespäne, nahm davon ein Paar Händevoll, schüttete das Packet in einem Winkel, wo es ziemlich dunkel war, aus, bedeckte das Geld mit Sägespänen, und behielt nur so viel davon bey sich, als er auf etliche Tage nöthig zu haben glaubte.

Nur in den ersten Tagen, als er von diesem Gelde Gebrauch machte, mahnte ihn dann und wann sein Gewissen; auch konnte er nicht mit offenem Gesicht bey dem Gewölbe des von ihm bestohlnen Kaufmanns vorüber gehen; doch bald wurde das Gewissen vollends betäubt. Er schmaußte und spielte mit seiner Gesellschaft wie zuvor, nur daß er jetzt, da er glaubte, sein Schatz könne nicht alle werden, weit mehr aufgehen ließ, als vorher. Desto willkommener war er! Das Fahren auf die Kirmeß hatte ihm, wie ich erwähnte, so wohlgefallen; jetzt schlug er eine solche Spazierfahrt vor und sie wurde mit Freuden angenommen. Er bat seine Eltern um Erlaubniß, einen Tag bey einem seiner jungen Freunde zuzubringen, indem er vorgab, er sey zu ihm eingeladen worden und

werde

werde in einem Wagen abgeholet werden. Seine Mutter wirkte ihm die Erlaubniß dazu aus. Der Wagen, den einer seiner Bekannten besorgt hatte, fuhr zur bestimmten Zeit vor, er stieg ein und eilte darin mit seiner Gesellschaft auf ein von der Stadt entferntes Dorf, und brachte mit ihnen da einen, nach seinem Geschmack sehr vergnügten Tag hin. Dieser Tag kostete ihm, wie er nachher gestand, sieben Thaler. Es wurde dieses Vergnügen in der Folge wiederholt, und da er überdies täglich andere Ausgaben zu bestreiten hatte, so war er innerhalb zwey Monaten mit funfzig Thalern, sein Taschengeld und was er von seiner Mutter von Zeit zu Zeit empfieng, ungerechnet, ziemlich fertig.

Schon gieng er bey sich zu Rathe, wie er wieder zu einem neuen Vorrathe kommen wolle, und schon hatte er sich fest vorgenommen, noch einen Angriff auf des Kaufmanns Schreibepult zu thun, als er eines Morgens zu seinem Vater gerufen wurde. Er versahe sich nichts Arges, sein Vater pflegte ihn auch sonst zu sich kommen zu lassen, wie verwunderte er sich, als ihm die Frage vorgelegt wurde: Wie es komme, daß er schon seit einiger

niger Zeit so oft die Schulstunden, besonders des Nachmittags, versäume? Er wollte, wie gewöhnlich, leugnen, allein sein Vater öfnete die Thüre eines Kabinets, und der Lehrer, an dem er empfohlen war, trat herein. Was hat dich abgehalten? — Philipp schwieg. Gestehe es, nur ein freyes Geständniß kann dich von der Strafe befreyen; und wie kommt es, daß du unter allen deinen Mitschülern gerade die schlechtesten jungen Leute zu deiner Gesellschaft wählst? — Philipp nahm seine Zuflucht zu Thränen, bat um Verzeihung, versprach Besserung und alles, was man nur von ihm verlangte. — Es ist das erstemal, daß dein würdiger Lehrer über dich klagt, solltest du dein Versprechen nicht halten, und wieder Klagen gegen dich einlaufen, dann denke, daß ich strenge seyn werde. So sprach der gute Vater, und Philipp, erfreut, daß man keine schlimmern Entdeckungen gemacht habe, entfernte sich, nachdem er seinem Vater so herzlich als er es noch nie gethan, die Hand geküßt hatte.

Er nahm sich einige Zeit in Acht, schien etwas kalt gegen seine Freunde geworden zu

seyn,

seyn, — wenn ihn der Lehrer beobachten konnte, hieng aber im Grunde niemals fester an ihnen, als eben jetzt. Wie tief er damals schon gefallen seyn mußte, könnet Ihr daraus beurtheilen, daß er, während ihm sein Vater seine Verzeihung ankündigte, einen Anschlag auf die Schatulle desselben faßte. Lange schon hatte er zu wissen gewünscht, wohin wohl sein Vater den Schlüssel dazu legen möge, jetzt hatte er ihn in der Hand, er hatte so eben Geld hineingelegt, und hieng ihn inwendig an die Thüre eines Schrankes, worin er seine Rechnungen und andere Papiere aufzubewahren pflegte, und an welchem er den Schlüssel sehr oft stecken ließ. Mit teuflischer Freude sah er den Schlüssel hinhängen, und wenige Tage darauf, als seine Eltern bey einem Freunde speißten und nachdem er den Bedienten seines Vaters, der immer in dem Zimmer desselben schreiben mußte, entfernt hatte, wagte er's, die Schatulle zu öfnen und zum Anfang einige Species herauszunehmen. Der erste Versuch war ihm geglückt, er machte einen zweyten und dritten, und nahm immer nur wenige Thaler. Einst brauchte er höchstnöthig Geld, er fand

keine

keine blos liegende Geldsorten und entwendete ein Packet. Er hatte nach dem kleinsten gegriffen, aber wie es solchen Menschen geht, nicht nachgesehen, was darin seyn könnte, und siehe da, als er es öfnete, fand er Gold! Er fürchtete, sein Vater möchte diese Rolle vermissen, wollte sie wieder hinlegen, fand nicht gleich Gelegenheit, und — griff sie an. Ein Dukaten verflog nach dem andern, schon war er fast bis zur Hälfte damit, als er eines Morgens früh beym Aufstehen seine Kleider vermißte. Was ist das, dachte er bey sich, wer hat mir diesen Streich gespielt? Jetzt fiel ihm das Schrecklichste ein, er hatte einige Dukaten in der Tasche seiner Beinkleider und war fast des Todes, als er nun seinen Vater in seine Stube hereintreten sahe.

Gleich das erstemal hatte dieser den Verlust in seiner Schatulle bemerkt, hatte aber geschwiegen, um nicht einen Unschuldigen in Verdacht zu bringen, beym zweyten und drittenmale glaubte er seiner Sache gewiß zu seyn — er dachte auf seinen Bedienten, da ihm die Rolle mit Dukaten fehlte, war er im Begriff, den armen Menschen in Verhaft

haft nehmen zu lassen, als ihm von einem Freunde die Entdeckung gemacht wurde, daß sein eigner Sohn in liederlicher Gesellschaft vieles Geld verthue. — Dem Hause gegen über, in welchem Philipp und seine Gesellschaft so fleißig zusammen kamen, wohnte ein Mann, der Philipps Vater genau kannte; er hatte den jungen Menschen sehr oft mit seinen Freunden zusammen kommen und fast täglich ihnen allerley zutragen sehen. Das Mädchen, welches zum Verschicken gebraucht wurde, gestand ihm alles, was sie wußte, als er ihr drohete, daß sie sonst in große Strafe verfallen könne, und da er ihr versprach, nicht zu entdecken, von wem er das Alles erfahren habe. Dieser Mann vertraute sich jenem Freunde, und dieser hielt es für Pflicht, so sehr es auch den guten Vater kränken würde, um den Sohn zu retten, ihn darauf aufmerksam zu machen. Wie tief der würdige Mann durch diese Nachricht, die ihn sogleich auch den errathen ließ, der seine Schatulle bestohlen hatte, gebeugt wurde, läßt sich denken. Seiner Sache gewiß zu seyn, nahm er, da Philipp schlief, seine Kleider hinweg und fand zu seinem großen

Jam-

Jammer, was ihn nur allzusehr die Bosheit seines Sohnes bestätigte.

Bösewicht, redete er den vor Angst halbtodten Philipp an, bist du noch werth, daß ich dich meinen Sohn nenne? Muß ich das an dir erleben? Wozu kannst du Unglücklicher so viel brauchen, dem es an nichts fehlt, daß du deine Eltern bestehlen mußt? Gestehst du nicht alles, sieh' du bist ohnedies ein untauglicher Mensch, ungesund durch deine schändlichen Ausschweifungen, unwissend durch deine schimpfliche Trägheit, und Gott weiß, was noch! — Gestehst du nicht alles, so mache ich dich auf immer für deine Mitmenschen unschädlich, ich lasse dich in ein Zuchthaus bringen, und du sollst, so lange dein Vater lebt, nie wieder vor seine Augen kommen! — Philipp war ein feiger Bösewicht, aus Furcht, nicht weil sein Herz gerührt worden wäre, versprach er nicht nur alles zu entdecken, sondern entdeckte auch wirklich alles, was er seiner Mutter und Vater gestohlen und wie er es nach und nach durchgebracht habe — nur den Diebstahl, den er an dem Kaufmann begangen, verschwieg er, weil

weil er gewiß überzeugt war, daß man davon nichts wissen könne.

Er wurde, aller Fürbitten seiner Mutter ungeachtet, hart genug bestraft. Vier Wochen lang mußte er bey Wasser und Brod, und ein wenig Suppe des Mittags, unter Aufsicht des Bedienten, den er beynahe in Verdacht gebracht hätte, auf seines Vaters Stube arbeiten. Nur des Abends war ihm vergönnt, in des Bedienten Begleitung, eine bis anderthalb Stunden vor das Thor zu gehen. Sein Vater gab ihm selbst die Arbeiten auf und waren sie nicht gut vollendet, so wurde jedesmal ein Tag zur Strafe hinzugesetzt. Zuletzt, da er wirklich sehr gebessert schien, und da die Mutter nicht nachließ zu bitten, schenkte ihm der Vater die Straftage, welche er über die bestimmte Zeit noch aushalten sollte, und nun, nachdem er vom Neuen den pünktlichsten Gehorsam gegen seinen Lehrer, daß er den Umgang mit jedem vermeiden wolle, der ihm von demselben als gefährlich genannt werden würde, und Fleiß und Folgsamkeit überhaupt angelobt, und da sein Vater ihm auf's feyerlichste versichert hatte, daß er sein gegebnes Wort, ihn bey

dem ersten schlechten Streiche, den er von der Art begehen würde, wie er schon begangen habe, in ein Zuchthaus bringen zu lassen, gewiß halten werde, nun besuchte er die Schule auf's Neue. Aus Achtung gegen seinen Vater und zugleich zu ihrer Bestrafung waren alle die jungen Leute, die vordem seine Liederlichkeit unterhalten hatten, aus der Schule entfernt worden, der Lehrer machte ihn mit einigen andern Jünglingen bekannt, die sich durch Fleiß und Sittsamkeit besonders auszeichneten, und in ihrer Gesellschaft, und da die Strafe und Drohungen seines Vaters ihm noch in frischen Andenken waren, schien es die erste Zeit, als ob er sich ganz geändert und alles abgelegt habe, was ihn sonst so tadelnswürdig machte.

So verfloß ein ganzes halbes Jahr und sein ärgster Feind würde in dieser Zeit an seiner Aufführung nichts auszusetzen gefunden haben. Ach, daß er so geblieben wäre! Ein einziger unglücklicher Abend stürzte ihn wieder in den Abgrund zurück, aus dem er kaum gerettet war.

Am Geburtsfeste einer gewissen vornehmen Person wurde, ihr zu Ehren, eine Illumi-

mination angestellt. Philipp fand sich mit einem seiner jetzigen Freunde, der ihm von seinem Vater die Erlaubniß dazu hatte erbitten helfen, dabey ein. Im Gedränge des Volks wurden sie von einander getrennt. Philipp suchte seinen Freund, da zupfte ihn jemand von hinten zu: Sieht man dich denn auch einmal? redete ihn eine bekannte Stimme an, wo tausend steckst du denn? — Es war einer aus seiner alten Gesellschaft. Als er ihn sahe, fiel ihm zwar das Verbot seines Vaters ein, allein er entschuldigte sich bey sich selbst damit, daß er ihn doch nicht beleidigen dürfe, ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein, und da hörte er: daß die alte Gesellschaft noch bestehe, daß sie aber jetzt auf einem öffentlichen Garten zusammen kämen, daß sie da ganz ungestört sich ihrem Vergnügen überlassen könnten, und daß er eben im Begriff sey, noch ein Stündchen dahin zu gehen, weil sie sich einander das Wort gegeben hätten, sich diesen Abend zu treffen. — Komm doch mit, man wird sich unendlich freuen, dich einmal zu sehen. Hast ja nicht nöthig mit zu spielen, wenn du nicht Lust hast, und wir können dich auch einmal frey

mit uns leben lassen, haben wir doch genug mit dir gelebt. O! es ist dir ein königliches Vergnügen so ganz ungestört, in einem allerliebsten kleinen Zimmerchen, unter lauter guten Freunden, alles lustige Brüder, so einen Abend hinzubringen. Du lebst jetzt, wie ein alter abgelebter Mann; du weißt's ja, daß wir, wenn wir wollen, auch fleißig seyn können, aber wir wollen auch eine frohe Stunde haben! Genug, Philipp ließ sich mit fortziehen, alles was er fand, war ihm wie neu, alles unerwartet, man war so artig gegen ihn, er spielte unaufgefordert mit, gewann und — versprach, sobald er abkommen könne, wieder von der Gesellschaft zu seyn.

Sein etwas langes Aussenbleiben fiel diesen Abend nicht auf, er erzählte bey seiner Rückkehr, daß er sich von seinem Freunde verloren und ihn nicht habe wiederfinden können. Er träumte die Nacht über von nichts, als seiner Abendgesellschaft, es hatte ihm sehr gefallen. Der Tag darauf wurde ihm unerträglich lang, er fand keine Gelegenheit sich loszumachen. Besser glückte es ihm am zweyten Tage. Wenn du nicht all-

zu oft dir diesen Spaß erlaubst, würden wohl auch deine Eltern nichts dagegen haben, dachte er, du hast jetzt mehr Geld als du brauchst, (er hatte sich etwas erspart,) wenn du mäßig spielst und nicht so freygebig bist, als sonst, kannst du davon lange wirthschaften; du mußt ja nicht immer verlieren, gewannst du doch schon vorgestern am ersten Abend! Wenn du nur nicht wieder genöthigt wirst, auf die vorige Art Geld zu suchen. So suchte er sein Gewissen, das ohnedem nur geschreckt war, auf's Neue einzuschläfern, und es gelang ihm nur allzu wohl. In einigen Wochen war er wieder an Leib und Seele der Alte. Die Arbeit wurde ihm verhaßt, seine neuen Freunde waren ihm überall im Wege, er fieng an, wieder die Stunden zu versäumen, bald seine Eltern, bald seinen Lehrer zu belügen, und gieng auf's Neue mit dem Gedanken um, sich, auf welche Art es immer sey, Geld zu verschaffen. Er besuchte jetzt oft eine nahe Verwandte, die zugleich seine Pathe war. Sie liebte ihren Pathen mit mütterlicher Liebe und pflegte ihm oft etwas zu seinem Vergnügen zu schenken; sie war nicht mistrauisch, ließ ihren

Philipp oft allein in ihrem Zimmer, er ersahe sich die Gelegenheit — und belohnte ihre Liebe dadurch, daß er sie bestahl. Mehrmals war ihm dies schon geglückt, doch hatte er immer nur wenig genommen und als er das letztemal etwas recht wichtiges gefangen zu haben glaubte, fand sich's, daß es ein Beutelchen mit fremden Münzen war, die ihm Niemand auswechseln wollte.

Durch die öftern Besuche ihres Pathen, und da sie gewöhnlich dann etwas vermißte, wenn er bey ihr gewesen war, wurde die sonst so wenig zum Mistrauen aufgelegte Frau, behutsamer; sie ließ ihn nicht mehr allein. Da diese Quelle für ihn versiegte und er durchaus Geld haben mußte, worauf konnte er wieder fallen, als auf das Schreibepult des Kaufmanns, das er so lange nicht heimgesucht hatte? — Der nächste Festtag wurde zu diesem neuen Versuch bestimmt, alles gieng für ihn gut ab, er ergriff ein Packet mit dreißig Thalern in Species, und brachte es, wie das erstemal, unbemerkt in Sicherheit. Indeß fieng man schon an, unter den Freunden seines Vaters über seine jetzige Lebensart sich einander Winke zu geben. Er

war

war wieder unvorsichtig geworden, der Vater wurde aufmerksam auf ihn gemacht, er nahm ihn ernstlich vor, da er aber nichts bestimmtes wußte, und Philipp gutwillig nichts gestand, denn er fürchtete, sein Vater möchte die Drohung wahr machen, so blieb es bey einer strengen Ermahnung. Nur einige Tage erzeugte diese einige Vorsichtigkeit, dann überließ er sich seinem vorigen Leben wieder. Spiel und Schmausereyen und Spatzierritte — denn dies war jetzt eins seiner Lieblingsvergnügen geworden, das seine Freunde oft mit ihm theilen mußten, wofür sie ihm auch sein Pferd jedesmal an einen sichern Ort zuführten; diese Dinge, sag' ich, fraßen seinen Schatz bald wieder auf. Es mußte auf's Neue Geld geschafft werden, und auch diesmal sollte es der Kasse des Kaufmanns gelten — aber Philipp's Bosheit war reif.

Er war an einem Festtage, wo er ganz sicher zu seyn glaubte, glücklich in das Gewölbe gekommen, das Pult war geöfnet, und schon war er an dem, ein Packet zu wählen, da öfnete sich plötzlich die Thüre, welche aus dem Hause des Kaufmanns in's Gewölbe führte. Der Ladendiener wurde

zufällig herunter geschickt, um ich weiß nicht welche Art Gewürz für die Küche zu holen, er eilte und so wie er eintrat, fiel ihm die offen stehende Thüre der Schreibstube auf. Ein Blick hinein — und da stand Philipp, dem das überraschte böse Gewissen alle Besonnenheit beraubt und gleichsam fest auf die Stelle geheftet hatte, mit einer wahren Armensünder-Miene! — Um Gottes willen, junger Herr, was machen Sie hier? — O, ich bitte Sie, wimmerte Philipp, verrathen Sie mich nicht, ich will es in meinem Leben nicht wieder thun! — Nein! das darf ich nicht verschweigen, mein Herr hat ohnedem schon auf einen Unschuldigen Verdacht, gestehen Sie nur, daß Sie schon öfter hier eingestiegen sind! — Ich will es Ihnen ja gestehen, aber ich bitte Sie um Gottes willen, verrathen Sie mich nicht, Sie machen mich ganz unglücklich, mein Vater schickt mich ins Zuchthaus, wenn es vor ihn kommt.

Ich weiß nicht, was der Diener gethan haben würde; er bedauerte den jungen Unglücklichen, der sich fast zu seinen Füßen warf, aber da er noch sich bedachte, kam sein Herr zu Hause, sahe, als er durch das Haus gieng, die

die Thüre zum Gewölbe offen; um zu wissen, wer darin sey, trat er herein, und nun waren alle Bitten Philipps vergebens. — Ihr Herr Vater muß das erfahren, sagte der Kaufmann, und gab seinem Ladendiener einen Wink, ich würde an Ihrem Verderben schuldig seyn, wenn ich schwiege; ich bedaure Sie, aber noch mehr Ihren würdigen Herrn Vater! —

Der Kaufmann sprach mit ihm noch, da trat sein Vater, vom Ladendiener geleitet, in das Gewölbe. Ich vermag es nicht, Euch den Schmerz dieses unglücklichen Vaters zu schildern; dieser Schlag kam ihm zu unerwartet, er blieb sprachlos, als er jetzt erfuhr, welcher schändliche Bube sein Sohn sey! Gleich einem gemeinen Diebe einzusteigen, und das Gestohlne so nichtswürdig zu verschwenden — und der dies that, sein Sohn! Wäre er auch nicht der achtungswürdige Mann gewesen, für den ihn der Kaufmann kannte, sein jetziger Zustand, der unbeschreibliche Schmerz, der auf seinem Gesicht ausgedrückt war, der ihn betäubte und sprachlos machte, hätte auch den Unempfindlichsten rühren müssen, und der Kaufmann fieng an

es zu bereuen, ihm so unvorbereitet diese, jeden Vater so tief niederschlagende Nachricht, hinterbracht zu haben. Er faßte die Hand des trostlosen Vaters: Ueberlassen Sie sich nicht zu sehr diesem fürchterlichen Kummer, Ihr Sohn ist gewiß nur verführt, sein jugendlicher Leichtsinn hat ihm seine Handlung nicht für so entehrend ansehen lassen, als sie es ist, er kann sich bessern, und kein Mensch soll einst wissen, daß seine Jugend durch einen solchen Fehler befleckt wurde. Sie kennen mich und ich stehe für diesen, (auf den Ladendiener zeigend,) kein Mensch erfährt ein Wort davon! — Schonen Sie einen gebeugten Vater, erwiederte der bekümmerte Mann, und eine schwere Thräne floß ihm an den Wangen herab. — Folge mir, sagte er zu Philipp, drückte dem Kaufmann die Hand und verließ sein Haus.

Du weißt, was du eigentlich verdient hättest, sagte der Vater, als er jetzt mit Philipp, der kein Auge aufzuschlagen wagte, allein auf seiner Stube war — du solltest öffentlich beschimpft und wie ein gemeiner Verbrecher behandelt werden. Noch gebe ich aber nicht alle Hofnung auf, daß du endlich

dein

dein Bestes bedenken werdest; doch — ehe ich dir dein Urtheil ankündige, wen hast du sonst noch bestohlen? — Nur meiner Pathe habe ich eine Kleinigkeit ... Deiner Pathe? — gut! sonst Niemand? — Niemand. — Hier setz dich her, und schreib mir auf, was du Alles gestohlen, und wie und in welcher Gesellschaft du es durchgebracht hast. Eine einzige Unwahrheit, eine einzige Verschweigung verschlimmert dein Schicksal! Ich gehe einen Gang aus, in einer halben Stunde bin ich wieder hier, unterdeß sprichst du mit keinem Menschen. — Der Vater sagte dies, gieng und schloß die Thüre hinter sich ab. Philipp noch ganz betäubt, schrieb, was er wußte.

Nach kurzer Zeit kam der Vater zurück, überlas, was Philipp geschrieben, und befahl ihm, sogleich auf seine Stube zu gehen und sich anzuziehn, um eine Reise machen zu können. Philipp kam angekleidet zurück zu seinem Vater, dieser verschloß ihn; gegen Mittag bekam er ein wenig zu essen, der Bediente seines Vaters brachte es ihm. Als es dunkel war, rief ihn dieser Bediente und fuhr mit ihm nach dem Zuchthause, wo ihn

mein Freund sahe. Der dasige Prediger hat die nähere Aufsicht über ihn. Von seiner Besserung hängt seine frühere oder spätere Befreyung ab. O, daß er die Güte seines Vaters erkennte!

Fortsetzung der Abendunterhaltungen des Vater Roderich's mit seinen Enkeln.

Aber wissen Sie wohl, Großväterchen, sagte Lieschen, eben da ihr kleiner Zirkel zum Abendessen aufbrach, wissen Sie wohl, daß Sie uns noch etwas schuldig sind? — Ey das wäre! antwortete Vater Roderich, will mir's doch nicht gleich einfallen! Nun, so sag' doch; wer schuldig ist, muß bezahlen. Je nun, so recht schuldig wohl nicht, versetzte Lieschen, aber Sie machten uns einmal Hoffnung, uns die Geschichte des alten guten Mannes zu erzählen; wissen Sie nicht? der den Almanzor erzog! Sieh' doch, erwiederte freundlich der gute Großvater, und knipp Lieschen in die Backen, du hast Recht, man

muß nichts halb thun! Nun, wir wollen sehen; wenn du morgen recht fleißig bist und so artig, wie heute, so kann ich dir ja wohl das Vergnügen machen und sie erzählen. Aber ich weiß nicht, ob sie die übrigen auch gern hören werden? — O, dafür steh' ich, sagte Lieschen, nicht wahr? — O gewiß, riefen alle einstimmig, und Karl küßte Lieschen vor Freuden: das ist allerliebst, daß du Großväterchen erinnert hast, sprach er, wir wollen auch recht fleißig seyn!

Karl und Lieschen hielten ihr Versprechen, ihr Lehrer und die Mutter gaben beyden ihr verdientes Lob, als sich Vater Roderich nach ihrer Aufführung und ihrem Fleiße erkundigte und so wollte er eben seine Geschichte anheben, da erhub sich ein kleiner Streit zwischen Karl und Lieschen, wer heute neben dem Großvater sitzen sollte. Lieschen behielt Recht, denn sie meynte, wenn sie nicht den Großvater erinnert und heute nicht Lob verdient hätte, so würde die Geschichte nicht erzählt worden seyn. Doch ließ Minchen, die gewöhnlich an der andern Seite des lieben Alten saß, Karln ihre Stelle einnehmen, weil er auch gelobt worden war. Alle waren

ren nun still und ganz Ohr, da hub der Groß-vater also an.

Ihr habt den ehrwürdigen Greis in Almanzors Geschichte unter einer doppelten Gestalt kennen lernen; zwar immer als einen Alten von Ehrfurcht erweckendem Ansehen, aber wie Ihr Euch noch erinnert, erkannte ihn Niemand, so lange er in der Erziehungsanstalt der Roxolanen war, für den, welchem einst der junge Almanzor war anvertraut worden. Selbst der König erkannte ihn nicht, bis er seine vorige Gestalt wieder annahm. Aber auch diese war nur eine Hülle, unter der die gute Fee Lilla seine eigentliche Gestalt, schon seit mehrern Jahren, aus weisen Absichten verbarg. Dieser von Ansehen so ehrwürdige Greis war in der That ein schöner junger Mann in der ersten Blüthe seiner Jahre.

Lieschen. Nun, das fängt schon so drollicht an! o, das wird allerliebst werden! Sie faßte dabey des Großvaters beyde Hände, und drückte und küßte sie voller Freuden.

Minchen. O, du fängst schon an zu unterbrechen, und ist kaum angefangen.

Groß-

Großvater. Du bist nicht wohl, Minchen, darum bist du vermuthlich so empfindlich, und darum vergeb' ich dir deine Empfindlichkeit, die man sonst nicht an dir gewohnt ist. Aber was für eine Art Gefühl mochte wohl Lieschen zu dieser kleinen Störung bringen?

Minchen. (beschämt) Sie wollte Ihnen ihre Dankbarkeit beweisen, aber...

Großvater. Kein aber, liebes Kind. Auch wenn jemand zur Unzeit mir seine Dankbarkeit bezeigen sollte, werde ich ihn nie zurückstoßen, zumal wenn die dankende Person noch jung wäre. Ach, du wirst diese schöne Tugend, in deinem künftigen Leben, an nur allzu vielen Menschen vermissen, als daß du wünschen solltest, den Keim dazu auch nur bey einem Einzigen erstickt zu haben. Woher käme es auch sonst, daß man sogar in einem Sprüchwort sagt: Undank ist der Welt Lohn? Nicht immer ist eine gute Fee Lilla bey der Hand, dem Undankbaren sein Unrecht fühlen zu lassen. — Doch ihr könnt dieß jetzt noch nicht verstehen, drum, zu meiner Geschichte.

Unter der Regierung des Zeangir, des Großvaters unsers Almanzor, lebten zwey Män-

Männer am Hofe desselben, Naruddin und Alkis, deren innige Freundschaft gegen einander so bekannt war, daß jeder Vater, wenn er seinem Sohn einen Freund wünschte, zu sagen pflegte: Finde einen Freund wie Naruddin und Alkis. Beyde waren, wie sich das auch von selbst versteht, die rechtschaffensten und unbescholtensten Männer, denn nur unter solchen kann wahre Freundschaft bestehen, und genossen wegen ihrer übrigen Verdienste die Achtung ihres Königs. Lange nützten sie dem Staate als Vezirs, und eben hatte sie Zeangir beyde zugleich mit Statthalterschaften belohnt, wo sie ihre Tage vollends in mehr Ruhe zubringen sollten, als Naruddin genöthigt wurde, eine weite Reise zu thun. Er war kein gebohrner Roxolane, seine Eltern hatten sich mit ihm, ihrem einzigen Sohne, um den Tyranneyen des Alikende, ihres Beherrschers, zu entgehen, unter den Schutz des Zeangir begeben. Vor seiner Abreise übergab Naruddin seinem Freunde Alkis sein ganzes Vermögen, um es ihm bis zu seiner Rückkunft aufzubewahren. Wie groß war der Schmerz seines Freundes, als er erfuhr, daß Naruddin in den Staaten

des

des Alikende angehalten und wegen seiner Flucht aus dem Lande desselben, die ihm doch nicht aufgebürdet werden konnte, so gemishandelt worden sey, daß er unter den Qualen des Tyrannen seinen Geist aufgegeben habe. Eben so schmerzhaft war ihm die Nachricht, daß Moawi, des Naruddin Sohn, in einem tiefen Kerker schmachte und nicht eher seine Freyheit wieder erlangen solle, als bis er eine fast unerschwingliche Summe zu seinem Lösegelde gezahlt habe.

Gern hätte Alkis sein eignes, nicht unansehnliches Vermögen für den Sohn seines Freundes hingegeben, aber es reichte nicht zu; sollte er das ihm Anvertraute noch hinzuthun, so würde er selbst und die Familie des Naruddin in die äußerste Armuth versetzt. Doch mußte er endlich der Nothwendigkeit nachgeben. Er brachte die ungeheure Summe zusammen und es blieb ihm nichts eignes übrig, als ein kleiner Garten, den er dem jungen Moawi, wenn er wieder zurückkommen würde, zu seinem kärglichen Unterhalt überlassen wollte. Er hoffte von der Großmuth seines Königs, wenn er das Schicksal seines Freundes erfahren würde,

daß er den Sohn eines Mannes, der ihm einst so treu gedient, nicht lange in dem Mangel schmachten lassen würde.

Heinrich. Aber Alkis war ja Statthalter, und diese sollen ja so große Einkünfte haben!

Großvater. Ganz recht, wenn sie sich aller der Macht und Mittel bedienen wollen, die sie in Händen haben, um sich Vermögen zu erwerben. Aber denke, daß Alkis ein edler Mann war, dem der Verlust seiner Reichthümer nur darum schmerzlich war, weil er dadurch außer Stand gesetzt wurde, so viel Gutes zu thun, als sein wohlwollendes Herz wünschte. Er sahe also wohl vorher, daß er allein nicht im Stande seyn würde, dem Moawi eine solche Erziehung geben zu lassen und ihn überhaupt in solche Umstände zu setzen, die seiner Geburt angemessen waren. Doch jetzt war noch seine größte Sorge, wie er ihn glücklich aus den Händen des Alikende befreyen möchte. Er war noch unbekannt mit den Menschen, die ihn umgaben, wem unter ihnen sollte er eine so große Summe und noch mehr, wem sollte er den Sohn seines Freundes anvertrauen? Sein einziger Sohn Hassan, ein hoffnungsvoller,

schö-

schöner, muthiger Jüngling erbot sich zu diesem Geschäft, und als ob ihm sein trauriges Loos ahndete, lange kämpfte Alkis mit sich selbst, ehe er sich entschloß, diesen seinen Einzigen, auf den er mit Recht so stolz war, der so schöne Hoffnungen zeigte, so vielen Gefahren einer so langen und beschwerlichen Reise und der List und Grausamkeit des Tyrannen Alikende auszusetzen. Mit bangem Herzen ließ er ihn aus seinen Armen: denke, daß du dich einem Vater erhalten mußt, dessen Trost im Alter du seyn sollst, rief er ihm zu, als nun Hassan dem Zuge nacheilte, der schon einige Zeit voraus war. Zwanzig der tapfersten Krieger begleiteten ihn, und zur Bedeckung der Kameele, deren zwölfe kaum zureichten, das Lösegeld fortzutragen, hatte Alkis noch andere zwanzig ihm mitgegeben.

Karl. Aber wozu hatte er denn eine so große Bedeckung nöthig, und warum nahm er denn Kameele? Ich dächte, auf einem vierspännigen Wagen hätte er eine ziemlich große Summe fortbringen können!

Heinrich. Schade, daß er dich nicht um Rath gefragt hat!

Lieschen. Nun, so sag' du doch, was du davon weißt; ich dächte aber, Karl hätte nicht so Unrecht!

Heinrich. Nun sieh, mein Töchterchen, die guten Leute in Asien glauben es recht klug zu machen, wenn sie sich zu Fortschaffung solcher Lasten der Kameele bedienen, und zwar darum, weil die Kameele weit dauerhafter sind, als die Pferde, weil sie größere Tagereisen mit ihnen machen können, weil sie lange fasten können und weil in den heißen, sandigten und zum Theil gebirgigten Gegenden mit Wagen nicht gut fortzukommen ist. Ich dächte aber, das hättest du und Karl schon manchmal gehört. Und wenn du wissen willst, warum er eine so starke Bedeckung mitnehmen mußte, so erinnere dich nur daran, daß es in jenen Gegenden, die überhaupt nicht so angebaut sind, wie die unsern, bey weiten nicht so sicher zu reisen ist, als bey uns, daß besonders die Araber so schlimme Straßenräuber sind, daß auch ein Zug, mit einer solchen Bedeckung wie Hassan hatte, vor ihnen oft nicht sicher ist. Sie gesellen sich zu Hunderten zusammen, fallen über die Reisenden her, schlagen todt, was sich zur

Wehre

Wehre setzt, und nehmen alles, was ihnen ansteht, mit sich fort.

Lieschen. Pfuy, über die garstigen Leute! Aber ist das auch alles wahr, Großväterchen?

Großvater. Leider ist es wahr, liebes Lieschen, und ist zwar heut zu Tage noch eben so schlimm, als es damals seyn mochte. Du wirst bald etwas davon in meiner Geschichte hören. — Hassan kam nach ungefähr einem Monat glücklich in der Residenz des Alikende an, wurde wider Erwarten freundlich von dem Tyrannen empfangen, vermuthlich mochte der Anblick der schwer beladenen Kameele zu diesem freundlichen Empfang das meiste beytragen, wurde, mit seinen Begleitern, acht Tage lang auf's köstlichste bewirthet, und am neunten Tage, nachdem das Lösegeld richtig befunden worden, erhielt er die Erlaubniß, mit dem jungen Moawi, der damals ein Knabe von zehen Jahren war, seine Rückreise anzutreten. Er benutzte diese Erlaubniß, sobald er konnte, und erreichte glücklich die Grenze der Staaten des Alikende. Allein kaum war er eine Tagereise weiter, als er schon von einigen Reisenden erfuhr, daß einr große Bande Arabischer

Räuber, ihre Karavane zerstreut habe, und noch in diesen Gegenden umherstreife.

Lieschen. Eine Karavane, was ist denn das?

Großvater. So nennt man eine Gesellschaft Reisender, die sich vorzüglich in der Absicht vereinigen, um den Angriffen der Räuber, die sie in jenen Gegenden immer befürchten müssen, mit desto mehr Nachdruck widerstehen zu können. — Hassan und seine Begleiter reiseten nun mit doppelter Vorsicht, um wenigstens nicht unversehens überfallen zu werden. Eine Hälfte der Bewaffneten führte den Zug an, in der Mitte giengen die Kameele und einige der Tapfersten, an deren Spitze Hassan sich befand, mit dem jungen Moawi, die übrigen Bewaffneten schlossen den Zug. So rückten sie drey Tage lang fort, ohne etwas zu bemerken, das sie hätte beunruhigen können. Am vierten Tage, eben als sie gegen Abend aufbrechen wollten, denn der großen Hitze wegen konnten sie nur des Nachts reisen, erblickten sie in einiger Entfernung einige verdächtige Reuter. Sie gaben genau Acht auf sie, und sahen, daß sie von ihnen beobachtet wurden; bald

wurde ihre Anzahl größer, doch als sie nun einen Angriff von ihnen erwarteten, sahen sie sie plötzlich nach einem Walde zu jagen und bald darauf verloren sie alle aus dem Gesicht. Man beschloß demungeachtet diese Nacht nicht weiter zu ziehen, und zu ihrem Glück befolgten sie diesen Entschluß, denn am andern Morgen sahen sie sich rings umher von solchem Räubergesindel eingeschlossen. Wären sie in der Nacht unter Weges von ihnen angefallen worden, so wäre es vielleicht um sie alle geschehen gewesen.

Man bereitete sich nun, ihrem Anfall, so gut man vermochte, zu widerstehen, denn daß sie angefallen werden sollten, erkannten sie aus ihren Drohungen. Sie warteten nicht lange, plötzlich stürmten die Räuber von allen Seiten auf sie ein. Mit Löwenmuth kämpften Hassans Krieger; viele Araber lagen schon auf den Boden gestreckt, und nur wenige von Hassans Leuten waren verwundet. Dreymal zogen sich die Araber zurück, jetzt fielen sie mit neuer Wuth über die Karavane her und besonders suchten sie bey den Kameelen einzudringen; Hassan that Wunder der Tapferkeit, eben hatte er einen

der Anführer der Räuber vom Pferde gestürzt, als ihn von hinten her ein Pfeil in's Genick traf, der am Kinn wieder hervordrang. Der unglückliche Jüngling fiel, sein Fall machte seine Krieger wüthend, die Räuber flohen, aber Hassan, der edle Jüngling! war den Tod des Helden gestorben. Nur zwey ausser ihm waren von der Karavane geblieben, mehr als funfzig Araber lagen zerstümmelt umher — aber wie konnte ihnen der Tod dieser Elenden den Verlust ihres edlen Führers ersetzen? Wie sollten sie nun vor seinem ehrwürdigen Vater erscheinen?

Muthlos setzten sie die nächste Nacht ihre Reise fort, nachdem sie zuvor die Araber verscharrt und Hassans Leiche an einem etwas erhöheten Platze, nach ihrer Weise beerdigt, und über seinem Hügel die Waffen der Erschlagnen aufgethürmt hatten. Sie wünschten vom Neuen angefallen zu werden, um entweder selbst umzukommen oder Hassan's Tod schrecklich zu rächen. Sie blieben unangegriffen und kamen mit Moawi, mit bekümmerten Herzen vor dem Pallaste des Statthalters an.

Lies-

Lieschen. O der arme Vater, was wird er sagen!

Großvater. Er hatte die Karavane von fern schon erblickt. Immer glaubte er, jetzt werde sein Sohn hervor sprengen, um ihm in die Arme zu eilen; je näher sie kam, je mehr hoffte er — aber der Zug gieng so langsam, so still, er fieng an zu ahnden — jetzt war die Karavane in den Höfen angelangt, er wagte nicht nachzuforschen, da trat Mahadi, einer der Freunde und Gefährten Hassans in sein Zimmer. Sein Blick verkündet ihm alles: O mein Sohn! mein Sohn! rief Alkis schmerzhaft, warum muß dein Vater deinen Tod erleben! Der Jammer des ehrwürdigen Greises war unbeschreiblich. Mahadi berichtete ihm alle Umstände seines Todes, desto mehr klagte Alkis. So ersetze du denn seine Stelle, wenn es möglich ist, sprach er zu Moawi, der ihm jetzt zugeführt ward — und von dieser Stunde war ihm Moawi nicht mehr der Sohn seines Freundes, er war ihm sein eigner. Dieselbe Liebe, dieselbe zärtliche Sorgfalt wendete er jetzt auf den, der ihm das Leben sei-

seines Sohnes kostete. An den Verlust seines Vermögens dachte er nun nicht mehr.

Drey Jahre lang wurde Moawi in dem Hause des Statthalters erzogen; sein vorzüglichster Lehrer war Alkis selbst. Und wer hätte es besser seyn können, als dieser würdige Greis, mit seiner Erfahrung, mit seiner Weisheit, mit seiner zärtlichen Liebe zu dem Sohne seines Naruddin. Moawi war in seiner frühesten Jugend nicht vernachlässigt worden, er war an Bildung und Fähigkeiten Hassan gleich, und bald schöpfte Alkis dieselben Hoffnungen von ihm, die mit Hassans Tode nur allzufrüh verblühten.

Inzwischen hatte Alkis mehrmals, durch seine am Hofe zurückgelaßnen Freunde, dem Könige von dem Schicksale seines Freundes und seines Sohnes Nachricht geben lassen, und hoffte von einer Zeit zur andern, Zeangir werde etwas für ihn thun. Der gute Alte wußte nicht, wie viele Feinde er durch seine unbestechliche Rechtschaffenheit sich gemacht hatte. Ihren Ränken hatte er es zu danken, daß er vom Hofe entfernt, und dem Scheine nach, mit einer Statthalterschaft belohnt wurde, und seit seiner Abreise in

seine

seine Provinz hatten sie nicht aufgehört, ihn durch allerley falsche Beschuldigungen dem Könige verdächtig zu machen. Seine Feinde waren mächtig, seiner Freunde wenig und ihr Ansehen jetzt von keinem Gewicht. War es nun ein Wunder, wenn Zeangir die Nachricht von dem Tode des Naruddin so erfuhr, daß sie nicht nur auf ihn selbst, sondern auch auf seinen Freund ein sehr häßliches Licht warf! — Man hatte dem Könige hinterbracht, Alkis und Naruddin hätten aus Rache, weil sie ihre Entfernung vom Hofe für beschimpfend gehalten, dem Alikende ihre Statthalterschaften überliefern wollen, unter der Bedingung, daß sie jeder ihre Würde als Statthalterschaften beybehielten. Darum sey Naruddin zu ihm gereiset, darum sey Alkis Sohn ihm nachgefolget, und beyde seyen von dem Tyrannen selbst hingerichtet worden, weil sie zu große Foderungen an ihn gemacht hätten. Alikende habe den Anschlag seiner beyden treulosen Statthalter ihm, dem Könige Zeangir, verrathen wollen, Alkis habe ihm daher eine so große Summe zugeschickt, um sein Stillschweigen zu erkaufen. Jetzt sey Alkis wieder mit ihm in Un-

terhandlung, und man werde bald die Folgen davon sehen, wenn Zeangir nicht sichere Maaßregeln dagegen ergriffe.

Minchen. Das sind ja abscheuliche Menschen. Glaubte ihnen denn der König?

Großvater. Noch wollte er dieser Beschuldigung nicht trauen, doch wurde er dadurch sehr mistrauisch, und Alkis Feinde, da sie nur schon dies erreicht hatten, ließen keine Gelegenheit vorbey, dies Mistrauen zu nähren. Jetzt kam ihnen die Nachricht zu Ohren, Alkis wolle selbst an den Hof kommen, um dem König die traurige Lage des jungen Moawi vorzustellen, und ihn seiner Gnade zu empfehlen. Dies durften sie nicht geschehen lassen, denn sie fürchteten mit Recht, daß Alkis den König bald von der Unwahrheit ihrer Beschuldigungen überzeugen und durch seine Freunde alles erfahren und dem Könige entdecken würde, was sie nicht nur wider ihn und seinen Freund, sondern überhaupt wider das Beste des Reichs unternommen hätten. Der Gedanke, den Alkis wieder in der Gnade des Königs, vielleicht gar wieder an den Hof zurückgerufen, sich als Verläumder erkannt und wohl gar als Verbrecher verurtheilt

theilt zu sehen, brachte ihren Entschluß, ihren Feind ganz zu stürzen, zur Reife.

Eine Horde Räuber wurde erkauft, die in die Provinz des Alkis einfallen sollten; dem Alkis selbst wurden, unter einem wichtig scheinenden Vorwand, die Hälfte seiner Soldaten genommen, um den Räubern nur einen sehr schwachen Widerstand thun zu können; einige seiner vornehmsten Offiziers wurden bestochen; und nun fielen die Räuber, die sich für Truppen des Alikende ausgaben, in die Statthalterschaft ein. Alkis schickte einen Theil seiner noch übrigen Soldaten unter zwey Befehlshabern gegen sie. Nur einer stellte sich ihnen entgegen und wurde zurückgeworfen; der zweyte, bestochen von Alkis Feinden, vermied sie geflissentlich. Jetzt kam die Nachricht von diesem Einfall vor den König. Daß er als eine Folge der vorgeblichen Unterhandlungen des Alkis mit Alikende vorgestellt wurde, von der man den König schon längst gesagt hatte; daß Alkis, um die Absichten des Alikende zu erleichtern, sich von Truppen entblößt und nur eine kleine Anzahl wider einen mächtigen andringenden Feind geschickt habe, die nothwendig ge-

schlagen werden mußten, daß ihm alle diese Beschuldigungen gemacht wurden, läßt sich von Alkis Feinden erwarten. Um die Provinz zu retten und Alkis zu züchtigen, ließ Zeangir unter einem seiner Feldherrn, einen der heftigsten Gegner des unglücklichen Alten, eine ansehnliche Macht aufbrechen. Zum Glück für Alkis erfuhr er noch zu rechter Zeit, welches Schicksal ihm bevorstehe. Von wenigen Getreuen begleitet flohe er mit Moawi und verbarg sich bey einem seiner Freunde. Indeß rückte das Heer vor, drängte die besoldeten Araber zurück, nahm etliche derselben zum Schein gefangen, die denn öffentlich gestanden, daß sie von Alikende in der Absicht hätten marschiren müssen, um die Provinz des Alkis, die ihm dieser Statthalter verrathen habe, für ihren Gebieter zu erobern. Alkis wurde verurtheilt, und auf seinen Kopf eine große Prämie gesetzt.

Lieschen. Was heißt denn das? ich habe es schon oft gehört, man hat auf seinen Kopf eine Prämie gesetzt...

Großvater. Eine Prämie heißt eine Belohnung; wer den Kopf des Alkis bringen, oder ihn tod oder lebendig in die Hände des

Kö-

Königs liefern würde, sollte eine große Belohnung erhalten; das heißt...

Lieschen. O wenn sie ihn doch lebendig zum Könige brächten, daß er nur seine Unschuld erführe und die bösen Menschen bestraft würden, die den armen Mann so verfolgten.

Großvater. Dafür werden seine Feinde schon sorgen, daß das nicht geschieht. Zum Glück für Alkis wurde sein Aufenthalt nicht entdeckt. Zwar mußte er ihn oft wechseln, um nicht erkannt zu werden, doch kam er endlich in eine Gegend, wo er ganz unbekannt von dem Wenigen leben konnte, was er von seinem Vermögen auf seiner Flucht gerettet hatte. Hier widmete er sich ganz der Bildung seines Moawi, auf den nun seine ganze Zärtlichkeit, alle seine Hoffnung für die Zukunft eingeschränkt war. Von ihm erwartete er, daß er einst durch seine persönlichen Verdienste sich empor schwingen, dem Könige bekannt werden, und wenn er auch vielleicht schon zu seinen Vätern versammelt worden seyn sollte, seines Vaters und seine Unschuld an den Tag bringen werde. Er unterzog sich gern auch den beschwerlich-

sten und ungewohntesten Arbeiten, damit Moawi desto ungehinderter sich der Ausbildung seines Geistes und Körpers überlassen könnte. Zugleich gieng er ihm als Muster in Allem voran, übte sich mit ihm in allen kriegerischen Geschicklichkeiten, lehrte ihn sich selbst und die Menschen kennen, besonders was ihm einst am Hofe nützlich seyn würde, Klugheit ohne Falschheit. Seinen Geist entwickelte er, indem er mit ihm täglich über alles sprach, was dem Menschen wichtig seyn muß, von ihm lernte er die Geschichte und Verfassung seines Vaterlandes und das Verhältniß desselben gegen die benachbarten Mächte kennen. Genug er versäumte nichts, um ihn zu einem Manne zu bilden, der einst dem Vaterlande in den wichtigsten Bedienungen den größten Vortheil bringen könnte.

Alkis schien vom Neuen aufzuleben, da er seinen Liebling zu einem so trefflichen Manne heranreifen sahe. Denn Moawi schien der Sorgfalt und der großen Aufopferungen werth zu seyn, die der ehrwürdige Alkis für ihn machte. Welchen süßen Träumen überließ er sich oft, wenn er den schönen Jüngling vor sich sahe, wie er sich entweder

weder in allen den Künsten übte, die damals von jedem vollkommnen Krieger, zu Roß und zu Fuß, gefodert wurden; wenn er mit Jugendkraft den stärksten Bogen spannte und jeder Pfeil das Ziel erreichte, oder den schweren Wurfspieß schleuderte, oder auf dem muthigen Roß sich tummelte und bald den Angreifenden oder Verfolgenden, bald den auch im Weichen noch furchtbaren Besiegten vorstellte; oder wenn er mit ihm vom Wohl des Vaterlandes und den Mitteln es zu befördern, von Unschuld und Tugend und dem hohen Werth derselben sprach, und nun sein schönes Gesicht höher sich röthete und sein Herz überfloß von dem feurigen Wunsche, bald im Stande zu seyn, alles das Gute zu thun, das ihm Alkis in seinen Folgen für ihn und für sein Vaterland so beglückend schilderte; und wenn dann Alkis sich dachte, alles was dieser leisten wird, ist zur Hälfte dein Werk, und sich vielleicht auch den leisen Wunsch erlaubte, daß Moawi ihn als seinen Wohlthäter segnen werde — o da war er so glücklich, daß er alles Ungemach, alle Leiden vergaß, die er schon erdulden mußte.

Kaum hatte Moawi das achtzehnte Jahr erreicht, als er anhaltender und ungeduldiger als jemals in seinen Wohlthäter drang, ihn seine Kräfte nun allein versuchen zu lassen. Du hast lange genug für mich gesorgt, sagte er ihm, es wird Zeit, wenn ich jemals zu dem Glück gelangen soll, dir für deine mehr als väterliche Liebe dankbar zu werden. Du hast mich Weisheit gelehrt, laß mich versuchen, ob ich sie nun auch zu üben vermag. Ich fühle mich stark und zu muthig, um länger in dieser Unthätigkeit zu leben. Zwar wird es mir schwer werden, mich aus deinen Vaterarmen los zu reißen, aber — ich gehe ja, um für dich thätig zu seyn, ich gehe deine und meines Vaters Ehre zu retten! Und deine Einsamkeit, o wie wird sie dir durch den Gedanken erträglich werden, daß dein Moawi auf dem Wege ist, deine meisten Lehren in Ausübung zu bringen. Noch einige Zeit gelang es Alkis, den rühmlichen Ungestüm seines Lieblings zurückzuhalten, aber jetzt brach ein fürchterlicher Krieg aus, der das Reich der Roxolanen zu zertrümmern drohte und nun mußte er nachgeben. Zeangir war gestorben, und Almanzors

zors Vater hatte die Regierung angetreten. Ihr erinnert Euch doch noch des Aufstands, den einer seiner vornehmsten Offiziere erregte?

Karl. Und der so gefährlich für ihn hätte werden können, wenn die gute Fee Lilla ihn nicht gerettet hätte?

Lieschen. Ach ja! Sie sagten, er hätte seine Krone und sein Leben verlieren können, weil er nicht gut regiert hätte!

Großvater. Ihr habt es Euch gut gemerkt. Dieser fürchterliche bürgerliche Krieg war jetzt ausgebrochen. Moawi wollte sich zur Parthey des Königs schlagen und unter seinen Augen sich so auszuzeichnen suchen, daß er gleichsam vorher ahndete, er würde dadurch sein Glück auf immer gründen. Alkis rieth ihm, da er nicht wußte, ob seine und seines Freundes Naruddin Feinde auch bey dem jungen Könige viel vermöchten, unter einem fremden Namen als Freywilliger Kriegsdienste zu nehmen. So, sagte er, wirst du im Anfange zwar unbekannt, aber desto sicherer seyn, wirst alle beobachten und ohne Verdacht zu erwecken die Gesinnungen aller erforschen zu können, wirst schon dadurch

vom Könige bemerkt werden, daß du in seiner gefährlichen Lage freywillig ihm deinen Arm leihest und an seiner Seite fechtest. Moawi sollte den Namen Zopire, den ein Freund seines Wohlthäters in einem angrenzenden Lande führte, annehmen und sich auch für den Sohn dieses Fremden ausgeben, der gesonnen sey, fremde Länder zu sehen und sich durch Reisen zu bilden. Alkis hatte noch einigen Schmuck; um Moawi völlig auszurüsten, verkaufte er ihn, und in wenigen Tagen war der junge Krieger marschfertig. Die Trennung war von beyden Seiten rührend, die ganze Nacht vor dem Abzuge Moawi's brachte der gute Alte hin, seinem jungen Freunde die vortrefflichen Lehren der Weisheit noch einmal nachdrücklich einzuschärfen, und mit dem Grauen des Morgens verließ Moawi, in dessen Augen noch die Abschiedsthränen glänzten, von einem treuen und erfahrnen Diener des Alkis begleitet, die einsame Gegend, in der er seine Jugend so froh und glücklich verlebte, um sie mit dem Geräusch einer Welt zu vertauschen, die er noch so wenig kannte, und die seinem Herzen so viele Gefahren drohte.

An

An eben dem Tage, an welchem sich Moawi von seinem Freunde trennte, verlor der König eine Schlacht gegen die Rebellen, die ihn, ehe er noch seine Truppen zusammen gezogen, mit überlegner Macht angegriffen hatten. Er floh und zog auf dieser Flucht theils neue, theils die zersprengten Truppen an sich. Moawi stieß auf einen Haufen Fliehender, sein edler Anstand, mit dem er sie anredete, machte sie ihm geneigt, die eben auf ihn in feindlicher Absicht, da sie ihn für einen Feind hielten, los giengen. Sie waren ohne Führer, er entdeckte dem Angesehensten unter ihnen sein Vorhaben, und sogleich übertrug man einmüthig ihm die Stelle des Anführers dieses kleinen Trupps. Er rückte mit ihnen fort, es schlossen sich mehrere an sie an, und ehe sie noch die Gegend erreichten, wo der König ein neues Lager bezogen hatte, waren sie auf etliche Hundert angewachsen. Moawi wurde dem Könige vorgestellt, seine jugendliche Schönheit, die Gewandheit und sichtbare Kraft seines Körpers, sein offnes Gesicht, sein Entschluß, sich als ein Fremder, freywillig dem Dienste eines jetzt so unglücklichen Monarchen zu widmen,

 den

den er mit so vielem Feuer vortrug, und daß er ihm, durch Herbeyführung einer so beträchtlichen Anzahl durch sein Beyspiel von Muth neu belebter Krieger zuführte, alles dies setzte ihn bey dem jungen Könige in eine solche Gunst, daß er ihn zum Anführer eines Theils seiner Leibwache ernannte, da eben in der letzten Schlacht der vorige Befehlshaber derselben geblieben war.

Heinrich. Wie konnte aber der König wissen, daß er dazu tauglich sey? Es gehört doch viel zu einem geschickten Offizier!

Großvater. Bedenke nur, daß in Asien und zumahl in jenen Zeiten die Kriegskunst noch nicht eine so große Wissenschaft war, als in unserm Europa. Alles kam da auf persönlichen Muth und Tapferkeit an, und auf die Geschicklichkeit, die Waffen zur Vertheidigung und zum Angriff fertig gebrauchen zu können. Der gemeine Soldat griff in Haufen an, und brauchte kein Commando, als das Beyspiel seines Anführers. Daß Moawi die erforderlichen Eigenschaften eines Offiziers habe, konnte der König leicht aus seinem Anerbieten schließen, das doch gewiß nicht gemeinen Muth voraussetzte, und daß

er

er in Führung der Waffen geschickt sey, konnte er billig als gewiß annehmen, da er keine gemeine Erziehung genossen zu haben schien, und da in damahligen Zeiten auch der geringste Mann darin nicht ungeschickt zu seyn pflegte. Vielleicht hatte er auch den Truppen, die er herzuführte, schon unterweges Beweise seines Muthes und seiner Fähigkeiten zu einem Befehlshaber gegeben, und gewiß hatte dieß dann der König wieder erfahren.

Die Rebellen ließen den geschlagenen König nicht lange in Ruhe. Sie waren ihm auf dem Fuße gefolgt, und dicht an seinem Lager hatten sie das ihrige aufgeschlagen. Moawi wünschte mit der heißesten Sehnsucht, dem Könige zu zeigen, daß er sein Vertrauen keinen Unwürdigen geschenkt habe. Er ritt eines frühen Morgens, mit wenig Mannschaft, auf eine nahgelegene Höhe, um das Lager und die Stellung des Feindes zu beobachten. Er wurde hier gewahr, daß der Rücken des linken Flügels schlecht gedeckt sey, daß man ihn unbemerkt umgehen, und, wenn man an der fehlerhaften Seite unversehens eindränge, mit einer kleinen Anzahl

Leute

Leute, vielleicht einen entscheidenden Streich ausführen könne.

Karl. Was ist denn das der linke Flügel?

Heinrich. Wenn eine Armee in Schlachtordnung steht, so macht sie eine lange Linie, das verstehst du doch? Nun sieh, die Mitte von dieser Linie heißt das Centrum oder der Mittelpunkt, die Soldaten, die dem Centro zur rechten Hand stehen, heißen der rechte Flügel, und die ihm zur Linken stehen, der linke Flügel. Gerade wie bey einem Vogel, der die Flügel ausbreitet, sein Körper ist das Centrum und rechts und links die beyden Flügel. So nennt man nun auch von einem Lager, die Mitte, das Centrum, die beyden Seiten, den rechten und linken Flügel; oder auch von einem großen Hause, das zwey Nebengebäude hat, sagt man, es habe ein Hauptgebäude, das ist das mittelste und zwey Flügelgebäude. Ist dir's so deutlich?

Karl. Schönen Dank, Herr Bruder, so deutlich wie Lieschen ihre Schreiberey.

Lieschen. Na! Du schreibst doch auch nicht so gar köstlich!

Großvater. Wird Euch meine Erzählung zu lang?

Karl und Lieschen, zugleich. O nein! Großväterchen; wir wollen auch nicht ein Wörtchen weiter sprechen.

Großvater. Nun das thut, denn sonst möchten wir nicht viel weiter kommen, Ihr seht, daß Eure Mutter schon Anstalt macht, den Tisch decken zu lassen! Als Moawi sich alles genau besehen und überdacht hatte, ritt er zurück, und trug dem Könige seinen Entschluß vor, in der nächsten Nacht, ehe noch der Feind seinen Fehler entdecken könne, ihn an der schlecht vertheidigten Stelle anzugreifen. Der König versammelte seine übrigen Offiziers, Moawi's Vorsatz wurde einmüthig gebilligt und beschlossen, auf ein verabredetes Zeichen, wenn Moawi mit den Seinen glücklich eingedrungen seyn würde, das Lager zugleich von vorn zu bestürmen. Die Nacht brach ein, Moawi rückte in größter Stille aus, kam unbemerkt bis an's Lager, drang mit einem fürchterlichen Geschrey ein, der Feind gerieth in Unordnung, der Angriff von vorn setzte ihn außer sich, er flohe, man richtete eine fürchterliche Niederlage unter ihm an, und das Lager fiel den Siegern ganz in die Hände.

Die

Die Kinder wollten anfangen zu sprechen, aber der Großvater zeigte auf den Tisch, der eben gedeckt wurde, und fuhr fort:

Die Ehre dieses glücklichen Ueberfalls fiel ganz auf Moawi zurück, und was ein Wunder scheinen möchte, Niemand beneidete ihn. Er wurde als Retter des Königs und Vaterlands betrachtet, und nun war nichts zu groß, wornach sein Ehrgeiz nicht hätte streben können. Wohl ihm, wenn er sich nicht durch ihn um die Güte seines Herzens bringen läßt! — Durch die Niederlage, welche die Rebellen in dieser Nacht erlitten, waren zwar ihre Kräfte sehr geschwächt worden; doch hatten sie noch nicht den Muth verlohren. In kurzer Zeit hatten sie wieder eine ansehnliche Macht auf den Beinen, und wagten es wieder, dem Heer des Königs, das sich indeß sehr vergrößert hatte, im freyen Felde die Spitze zu bieten. Die Schlacht, welche nun bald erfolgen mußte, schien das Schicksal des Königs entscheiden zu müssen; wurde sie gewonnen, so konnten die Rebellen, die ihre letzten Kräfte aufgeboten hatten, vertilgt werden; gieng sie verlohren, dann war alles von der Rache der fast in Verzweif-

lung

lung gebrachten Aufrührer zu fürchten. Der Kampf begann, lange war der Ausgang zweifelhaft, endlich schien sich das Glück für den König zu bestimmen. Moawi focht mit seinen tapfern Gefährten an seiner Seite. Schon glaubte man sich des Sieges gewiß, da drang der Hauptanführer mit der auserlesensten Reuterey auf den König selbst ein. Ein schreckliches Gemetzel erfolgte, der König focht selbst wie ein Verzweifelter; lange hielt sich seine Leibwache; jetzt wurde sie getrennt, der König war mitten unter den Feinden, verwundet und fast erschöpft; da stürzte sich Moawi mitten durch den Haufen, seine Getreuen folgten ihm, eben schwang ein Rebell seinen Säbel über dem Haupte des Königs, Moawi fieng den Hieb auf, und tödtete den Rebellen; er fiel, und alle die Seinen ergriffen die Flucht — es war der Hauptanführer selbst. Sein Tod entschied den Sieg und in kurzer Zeit darauf, nachdem die übrigen Rebellen theils die Waffen niedergelegt, theils durch die sie verfolgenden Krieger des Königs aufgerieben worden, erfolgte ein Friede, der in der Folge durch nichts wieder unterbrochen wurde.

Hier unterbrach aber die Mutter die Erzählung und der Großvater wollte auf tausend Fragen, die die Kleinen an ihn zu thun hatten, nicht ein Wörtchen antworten, bis auf den folgenden Abend, da er also weiter sprach:

Nie fühlte sich Moawi glücklicher, als da ihn der König, vor seinem Heere, als den Retter seines Lebens umarmte, und doch ahndete er nicht, daß er eben jetzt ein noch weit größers Glück erlangte. Fee Lilla, die Freundin der Könige der Roxolanen, hatte unsichtbar der Schlacht zugesehen, und den Muth des jungen Fremdlings bemerkt. Sie befragte das Buch des Schicksals, und bald wußte sie, wer er sey, und welche Absicht ihn zu dem Heere des Königs geführt habe, und sie beschloß, durch ihn das Leben des Königs zu retten und von nun an die Führerin dieses Jünglings zu seyn, dessen traurige Schicksale sie vorhersah.

Lieschen. Was ist denn das für ein Buch das Buch des Schicksals?

Großvater. Man dichtet von den Feen, sie hätten ein Buch, worin die Schicksale aller Menschen aufgezeichnet wären. Ver-

muth-

muthlich hatte sie das ihre befragt, und so konnte sie wohl von den Schicksalen des Königs und des Moawi unterrichtet seyn. Wie Ihr wisset, hatte sich Moawi für einen reisenden Fremden ausgegeben; um sich nicht zu widersprechen, bat er, nachdem er einige Zeit alle die Ehre genossen hatte, die nur der König seinem Retter erzeigen konnte, um seine Entlassung. Er wußte vorher, daß er sie nicht erhalten würde, denn der junge König hatte ihn zu sehr liebgewonnen, kein Vergnügen schmeckte ihm, an welchem Moawi nicht Theil nahm; oft befragte er ihn, der als Jüngling die Weisheit eines erfahrnen Alten zu besitzen schien, um seinen Rath, und noch hatte es ihn niemahls gereuet, wenn er ihn befolgte. Denke nicht daran, mich sobald zu verlassen, antwortete ihm der König auf seine Bitte. Kannst du, dem die Beförderung des Glücks deiner Nebenmenschen so nahe am Herzen liegt, kannst du dir ein größeres Glück wünschen, als der Freund und Rathgeber eines Fürsten zu seyn, der gleich dir von Eifer glüht, sein Volck glücklich zu machen. Gern ernennte ich dich zu einem meiner Veziere, aber du kennst die

Gesetze meines Volkes, nur ein gebohrner Roxolane, und nicht unter funfzig Jahren, kann diese Würde bekleiden. Aber desto besser für dich und mich; du wirst desto unabhängiger seyn, und ich werde das Vergnügen haben, deines Umgangs zu jeder Stunde zu genießen. — Moawi blieb also am Hofe, bekam seine Wohnung in dem Pallaste des Königs, speiste an seiner Tafel und nahm an allen seinem Vergnügen und oft an seinen Geschäften Theil.

Alles wäre erwünscht gegangen, hätte Moawi's unbegrenzter Ehrgeiz nicht sein eignes Glück untergraben! Sein edler Wohlthäter hatte alles für ihn gethan, nur gegen diesen Feind menschlicher Glückseligkeit hatte er ihn zu wenig gewaffnet; vielmehr hatte er den Trieb nach Ruhm und Ehre in ihm nur allzu sehr genährt. Er war noch so jung, und schon so hoch geehrt, von einem der mächtigsten Fürsten so hervorgezogen, sollte er, der von allen Geschmeichelte, nicht über sein seltnes Glück schwindlicht werden? Zwar vermochte der Glanz des Hofes, die täglich abwechselnden Vergnügen, die Schmeicheleyen, welche ihm über sein Glück, über

seinen

seinen Verstand und sogar über seine körperliche Schönheit und andere zufällige Dinge, lange nichts über ihn, denn die Lehren des weisen Alkis waren ihm noch in zu frischen Andenken; aber die Zeit kühlte sein erstes großes Feuer ab, die allzu große ihm gar zu ungewohnte Zerstreuung und der ewige Taumel, in dem er lebte, ließen ihn, oft Tage lang nicht an sich selbst denken; bald hörte er die Stimme des Schmeichlers mit geneigterm Ohre an, und fieng an, sich einzubilden, das, was das Glück, und wie wir wissen, was die Fee Lilla für ihn gethan hatte, sey sein eignes Werk, und man sage nur die Wahrheit, wenn man ihn auch noch so ausschweifend lobe; bald fieng ihm auch seine Lage, als unbekannter Fremdling, an unangenehm zu werden. — Er wurde so oft nach seinen Verwandten gefragt, und er mußte immer den Fragenden ausweichen. Was, glaubte er, wird man von dir denken, da sich Niemand der Deinen um dich kümmert? und hast du wohl Ursache, dich deiner Herkunft zu schämen? war nicht Naruddin dein Vater? der König liebt dich, wie, wenn du dich jetzt ihm entdecktest? — Aber du kennst noch nicht sein und Alkis Feinde;

würdest du dich allein gegen sie, die vielleicht mächtigen Anhang haben, und die in dir den Rächer seines Vaters fürchten mußten, behaupten können? — Von nun an gab er sich alle Mühe, die Meynung des Hofes über Alkis und seinen Vater auszuforschen, und leider erfuhr er, daß das Andenken beider edlen Männer fast allgemein verhaßt war; doch schien es, daß man seinem Vater mehr Gerechtigkeit wiederfahren lasse, als seinem Freunde. Ueberall erfuhr er, daß Alkis seinen Vater verführt und hintergangen habe! — Noch wagte Moawi nicht, sein Urtheil über seinen großmüthigen Wohlthäter zu ändern, er war zu sehr von seiner Rechtschaffenheit überzeugt, und sprachen nicht seine Feinde?

Durch eine Unvorsichtigkeit des alten treuen Dieners des Moawi, den ihm Alkis mitgegeben hatte, kam einer der Hofleute auf die Spur, daß Moawi ein gebohrner Roxolane sey. Man fieng an, genauer auf Moawi Acht zu geben, und einst gelang es einem der Aufpasser, ein Gespräch anzuhören, welches der noch gut denkende Jüngling mit seinem treuen Diener hielt. Es war die Rede davon, wie er wohl sichere Nachricht zu seinem

Wohl-

Wohlthäter bringen könne, von alle dem, was mit ihm bisher vorgefallen sey. Der alte Diener bat ihn, jetzt noch nicht daran zu denken, weil das Gerücht von seinem Glücke ihm gewiß zu Ohren gekommen seyn werde. Und, sagte er, wenn ich auch selbst ihm die Nachricht bringen wollte; glaubst du, mein Gebieter, daß ich unbemerkt hier weggehen würde? Schon hat man mir mehrmals zugesetzt, dein wahres Vaterland zu entdecken, denn man fängt an, an deinem Vorgeben zu zweifeln, wenn man mir nun einen Aufpasser nachschickte? Wie würden sich die Feinde des Alkis freuen, seinen Aufenthalt zu erfahren, und meinst du, wenn man dich für den Sohn des Naruddin erkennte, daß du der Macht deiner Feinde würdest widerstehen können? Auch bey aller Liebe des Königs zu dir, würdest du fallen, wie dein Vater und der edle Alkis — und alle deine schönen Hoffnungen mit dir.

Die Entdeckung, welche man durch dies belauschte Gespräch machte, wurde bald den wichtigsten Personen am Hofe bekannt. Vereint berathschlagten sie sich, was sie anzufangen hätten? Moawi's heimliche Er-

mordung war das erste, worauf man verfiel. Doch dann blieb Alkis unentdeckt, und konnte es diesem nicht gelingen, doch noch ein Mahl, wer weiß auf welchem Wege, vor den König zu kommen? Man wußte, er habe noch heimliche Freunde. Ueberdies, Moawi war jung, man konnte ihn für sich gewinnen und durch ihn vielleicht mehr ausrichten, als ohne ihn. Wie? wenn man durch ihn sogar den Alkis selbst entdecken und ganz aus dem Wege räumen könnte? Dieß letztere gab den Ausschlag, und sogleich übernahm es ein junger Mann, welchen Moawi immer ausgezeichnet hatte, sich völlig bey ihm einzuschmeicheln, sein Vertrauen zu gewinnen und Alkis bey ihm in ein solches Licht zu setzen, daß er bald sein Vorurtheil für ihn fahren lassen sollte.

Amure, so hieß dieser junge Mann, hatte viel Einnehmendes in seinem Aeußern, war klug, und entdeckte bald, wie er am Moawi kommen könne. Er klagte mit ihm über Falschheit der Hofleute, über ihren Hang, sich einander zu schaden, und ihr Glück auf den Trümmern ihrer Feinde zu bauen; nennte einige, die Moawi selbst schon als

Nichts=

Nichtswürdige verachtete; pries ihn glücklich, daß er als Fremder sich nicht in die Geschäfte des Hofes zu mengen brauche, und dabey doch die Ehre genieße, nach der nur immer der Ehrgeizigste streben könne; sprach gern und oft von Dingen, an denen, wie er bald bemerkte, Moawi Geschmack fand; lobte und schmeichelte ihn so, wie er glaubte, daß es ohne Verdacht der Schmeicheley geschehen könne. Dann beklagte er sich wieder über seine Kälte gegen die, welche sich ihm so gern nähern, die so gern seine Freundschaft um jeden Preis besitzen möchten. Kurz er that alles, um Moawi's Freundschaft zu gewinnen, und — es gelang ihm. Wie hätte auch der unerfahrne Jüngling, dessen Herz sich nach Freundschaft sehnte, den von sich zurückweisen können, den er von allen, die er kannte, am meisten schätzte, der sich ihm so aufdrang, der so viel Liebe zu allem, was Recht und Gut war, verrieth, der, wie er, über Falschheit und Feindseligkeiten des Hoflebens zu klagen hatte, wie hätte er ihn zurückweisen können? Amure lenkte einst das Gespräch, unvermerkt und als ob es der Zufall herbey führte, auf die Begebenheiten am

Hofe unter Zeangir's Regierung. Er gedachte des Sturzes des Statthalters Alkis — und Moawi schien mehr als gewöhnlich aufmerksam. Amure wollte darüber hingleiten, aber Moawi sagte ihm: das Schicksal dieses Mannes ist mir immer räthselhaft gewesen; weißt du die geheime Geschichte seines Falls? — Ob ich sie weiß? versetzte Amure. Niemand kann sie besser wissen als ich, da mein Vater, ein vertrauter Freund des Naruddin — des Naruddin? fiel Moawi hitzig ein — doch bedachte er sich, und bat Amure, fortzufahren. Mein Vater, sprach dieser weiter, war einer der wärmsten Freunde des unglücklichen Naruddin, und ihm habe ich oft seine Geschichte mit inniger Theilnehmung erzählen hören. Vielleicht weißt du, daß Alkis und Naruddin sehr genaue Freunde waren, und gewiß verdiente Alkis die Achtung des edlen Naruddin, wäre er nicht so sehr Sklav seines zügellosen Ehrgeizes gewesen. Beyde waren Veziers, beyde gleich geachtet von Zeangir, doch schien dieser mehr den sanftern Naruddin zu begünstigen. Der Großvezier Alise wurde alt, der König dachte schon auf einen

neuen

neuen Großvezier und unleugbar wäre es Naruddin geworden, hätte Alkis, der es unerträglich fand, irgend einen, wäre es auch sein einziger Freund gewesen, über sich zu sehen, hätte Alkis nicht seinen Freund beredet, mit ihm zugleich den König um ihre Entlassung zu bitten! — (Moawi hörte mit Aufmerksamkeit zu, aber auch ein unfähigerer Beobachter als Amure, hätte auf seinem Gesicht lesen können, was in ihm vorgieng—) Du weißt, sagte Amure, der König ernannte beyde, um ihre Verdienste zu belohnen, zu Statthaltern. Aber das war dem ehrgeizigen Alkis nicht genug; er hatte einen Sohn, diesen hatte der König vergessen und das foderte Rache. — Aber Hassan mußte damals noch jung seyn, unterbrach Moawi. Er war noch nicht in deinem Alter, versetzte Amure, und gleichwohl hatte sein ehrgeiziger Vater den Wunsch, daß ihm der König eine Offiziersstelle bey seiner Leibwache geben möchte, mehr als zu oft geäußert — die, wie dir bekannt ist, nur Männern von ausgezeichnetem Verdienst gegeben zu werden pflegt. Genug, dieser Umstand, und daß der König, bey seinem Abzuge aus der Re-

sidenz, ihn vielleicht nicht so ehrte, wie er es seinen Verdiensten angemessen glaubte, dieß verleitete ihn einem verrätherischen Antrage des Alikende Gehör zu geben, und seinen Freund Naruddin, auf dessen Liebe zu ihm er nicht vergebens rechnete, man weiß nicht durch welche Gründe, mit in das Complot zu ziehen. Unter dem Vorwande, eine Reise in Familiengeschäften zu thun, mußte der unglückliche Naruddin an den Hof des Alikende gehen, um den verrätherischen Plan auf's Reine zu bringen. Naruddin handelte ganz nach des ehrgeizigen Alkis Grundsätzen, seine Forderungen missfielen dem Alikende, Naruddin war sein gebohrner Unterthan, er glaubte ihn durch Zwang zu seinem Willen bringen zu können, der edle Mann gab nicht nach, sein treuer Alkis überließ ihn sich selbst, und der arme Betrogene mußte mit dem Leben büßen. Wie wenig Alkis den Ruhm eines treuen Freundes verdiene, kannst du daraus sehen, daß er sich bald darauf mit dem Mörder seines Feindes in neue Unterhandlungen einließ.

Aber, unterbrach mit einiger Wärme Moawi, er kaufte den Sohn des Naruddin, mit

mit seinem ganzen Vermögen, aus der Gefangenschaft los?

Mußte er nicht, wenn nicht seine Verrätherey entdeckt werden sollte? Alikende drohte, Alles zu entdecken und den Sohn Naruddin's an Zeangir's Hof zu schicken, wenn ihm Alkis die ungeheure Summe, die er von ihm foderte, nicht auszahlen würde. Er zahlte sie, doch nicht allein, das Vermögen des Naruddin, das er in seinen Händen hatte, wurde zugleich mit angewendet, um seinen Verrath nicht kund werden zu lassen. Um zu seinem Verluste wieder zu gelangen, ließ er sich, wie ich schon sagte, in neue Unterhandlungen ein. Schon waren Alikende's Truppen in der Provinz eingerückt, als ein Mitverschworner des Alkis, dem Könige seine Treulosigkeit freywillig bekannte. Alkis flohe, und noch bis jetzt ist sein Aufenthalt unbekannt. Ich frage dich, warum flohe er, wenn er sich unschuldig wußte? — Man sagt, er habe den Sohn des edlen Naruddin bey sich, um vielleicht denselben zu seinem Rächer an seinen Feinden zu erziehen. — Doch du kennst, so schloß Amure seine Erzählung, du kennst den ehrwürdigen Mehadi,

hadi, einen der weisesten unsrer Veziere, willst du noch genauer unterrichtet seyn, so frage ihn, und du wirst überzeugt werden, daß ich dir den wahren Aufschluß über diese Begebenheit gegeben habe.

Moawi saß lange noch im tiefen Nachdenken, als Amure ihn verließ, und kämpfte mit sich selbst, ob er dieser Erzählung Glauben beymessen solle. Alkis ehrgeizig, und solcher Treulosigkeit fähig? Er der Verräther seines Vaterlandes, der Mörder meines Vaters; und ich sollte das Werkzeug werden, mit dem er seinen Ehrgeiz schmeicheln, durch das er sich an seinen Feinden rächen wollte? — Und doch warum sollte mir Amure, der meine Freundschaft sucht, der mich nicht kennt, der nicht weiß, wie nahe mich das Schicksal dieser mir so theuren Menschen angeht, warum sollte er mir die Wahrheit verbergen? — Und wenn Mehadi, dieser rechtschaffne Greis, wenn er dasselbe sagte? — Er suchte Gelegenheit, Mehadi zu sprechen, fand sie, und erfuhr dasselbe, und, wo möglich, noch mehr Böses von Alkis.

Minchen.

Minchen. Beynahe werde ich selbst zweifelhaft, auch dieser rechtschaffene Mann sagte Böses von Alkis?

Großvater. Dieser Greis war leider! einer der boshaftesten Heuchler und ganz mit den Feinden des Alkis einverstanden; aber Moawi kannte ihn so wenig als der größte Theil des Hofes, an dem er lebte. Moawi sank in den tiefsten Kummer, Amure sorgte dafür, ihn zu zerstreuen, und bald war ihm das Andenken an Alkis gleichgültig. Sein alter Diener war ihm lieb, aber er erinnerte ihn an Alkis, das war ihm unangenehm. Unter dem Vorwande, ihn zu versorgen, welches auch geschahe, entfernte er ihn von sich. Ohne wahren Freund, an einem glänzenden Hofe, in einer so glücklichen Lage, umringt mit allem, was nur immer zum Vergnügen, ja selbst zur Wollust einladen kann, bey einer so großen Jugend, die nur allzuleicht der Sinnlichkeit nachgiebt, und da ihm nun auch der Mann verdächtig worden war, dessen weise Lehren ihn bisher noch aufrecht erhalten hatten, — unter solchen Umständen war es nicht befremdend, daß Moawi endlich ganz das wurde, wozu ihn Amure

Amüre und sein Anhang gebracht wünschten. Er war noch, ehe ein Jahr verfloß, ein Mensch, der nichts wichtigeres kannte, als sich zu vergnügen; nichts unterschied ihn von allen den Menschen, die er ehedem so verachtete, als sein gebildeterer Verstand, seine Schönheit, seine Jugend und der Vorzug, den er um solcher Verdienste willen genoß, an denen doch das Glück den meisten Theil hatte.

Indessen lebte Alkis unbekümmert in seiner Einsamkeit. Er hatte das schnelle Glück seines jungen Freundes frühzeitig erfahren und erwartete von seiner Klugheit und Folgsamkeit gegen seine Vorschriften, den besten Erfolg und die schönste Entwicklung seines Schicksals mit der Ruhe des Weisen. Ein Jahr gieng vorüber, und noch ahndete sein argloses Herz nichts; da fand sich eines Abends ein Reisender vor seiner Hütte ein, der aus der Hauptstadt kam und sich vom rechten Wege verirrt hatte. Wonach hätte sich Alkis lieber erkundigen können, als nach seinem Moawi? Er that es mit aller Vorsicht, und — denkt Euch seinen Kummer, als er erfuhr, welches Leben sein Liebling füh-

führe, als er hörte mit wie weniger Achtung der Reisende von ihm sprach, der sehr genau von allem, was am Hofe geschah, unterrichtet schien. Ihn aus diesem Todesschlafe zu wecken, ihn sich selbst wieder zu geben, ihn an seine Pflichten zu erinnern und auf's Neue für das Gute zu erwärmen, war sein erster und letzter Gedanke. Aber wie dies bewerkstelligen? — Was galt ihm sein Leben, wenn Moawi bleiben sollte, was er war? Ich will es wagen, sagte er, er ist jung, ohne Freund, sein Glück hat seine Tugend eingeschlummert, er kann wieder erwachen! So dachte der edle Greis, zog Bettlerskleider an, machte sich in dieser Verkleidung auf den weiten Weg und langte unerkannt in der Hauptstadt und vor den Zimmern des Moawi an. — Wie ihm das Herz schlug, als er sich ihm so nahe wußte, welche Freude der Ueberraschung er sich dachte! — Er ließ sich durch einen Sklaven bey Moawi als einen Mann melden, der aus seinem Vaterlande komme. Moawi hatte Freunde bey sich, die Anmeldung machte ihn bestürzt, er wollte vom weichen Polster auf, Alkis fiel ihm ein, aber zugleich alles

Nach-

Nachtheilige, was er von ihm gehört hatte: Morgen um diese Zeit werde ich ihn sprechen, sagte Moawi dem Sklaven. Denkt Euch an Alkis Stelle, als ihm der Sklave diese Antwort brachte, wenig fehlte, der kummervolle Greis wäre hingesunken. Er hob seine Arme gen Himmel und seufzte: Morgen! Gebückt schlich er sich fort, Moawi sah ihn über den Hof gehen, seine Freunde riefen ihn zum Vergnügen und er vergaß bald, daß ihn jemand gestört habe. — Am Tage darauf erschien Alkis wieder, er wurde gemeldet, wie das erstemal, und Moawi war eben beschäftigt, eine neue Sklavin anzuhören, die er ihres vortrefflichen Gesanges wegen gekauft hatte. Alkis kam ganz ungelegen, doch Moawi hatte bey sich beschlossen, — ihn abzufertigen. Er ließ den edlen Greis in ein Kabinet führen, hier harrte er eine Stunde lang, endlich erschien Moawi, in allem Schmuck eines Morgenländischen Wollüstlings. Als die Thüre sich öffnete, breitete Alkis seine Arme aus, und eilte so dem Kommenden entgegen. Langsam sanken sie ihm herab, als er ihn erblickte, auf dessen Anblick er so innig sich gefreut hatte. Kennst

du

du mich? redete er den durch seine armselige Gestalt betroffenen Moawi an; Moawi, kennst du deinen Vater? — Dies Wort rufte Moawi alles in's Gedächtniß, was er nur wider Alkis wußte. — Meinen Vater? fragte er mit Bitterkeit, kannst du ihn vom Tode erwecken? O ich hatte einen Vater, einen edlen Mann, aber er hatte einen Freund — doch ich bin dir Dank schuldig, du hast Recht, und ich will dir danken, obgleich nicht so, wie du wünschest. Ich kenne dich! — Hier in diesem Beutel wirst du finden, mehr finden, als du vielleicht noch brauchst, aber beschwere mich nicht weiter. Alkis mußte alle die Weisheit besitzen, die er besaß, um nicht außer sich gesetzt zu werden. Eine Thräne gleitete ihm die Wangen herab, er nahete sich Moawi, nahm den Beutel, schüttete die darin befindlichen Goldstücke und Edelgesteine vor seine Füße und sagte: dein Herz wollte ich, nicht dies! — Denkst du mich mit dieser Maske zu täuschen? sprach Moawi; — nimm, was dir meine Großmuth geben will, und entferne dich auf immer, ich bin dir von diesem Augenblick an nichts mehr schuldig. — Moawi sagte dies,

und ließ Alkis allein. Mit unterdrücktem Schmerz verließ er das Kabinet, und bald darauf die Hauptstadt. Er mußte sich im Ernst in seine Einsamkeit zurück betteln, denn er hatte nur wenig zu sich gesteckt, ach! er dachte Moawi so ganz anders zu finden! Wohin, Alter? fragte ihn ein Vorübergehender. Ich gehe sterben, antwortete Alkis, und sein Gesicht zeugte, daß sein Mund Wahrheit sprach. Noch war sein Unglück nicht vollkommen; er hoffte in seiner Einsamkeit ruhig sterben zu können, armer Greis! du hofftest vergebens! Noch wenige Meilen von seiner Heimath entfernt, erfuhr er: daß eine Horde Räuber einen großen Strich Landes rein ausgeplündert, Menschen und Vieh gefangen weggeführt oder getödtet, und alle Wohnungen in Brand gesteckt hätten. Auch seine Gegend hatte dies Unglück getroffen, seine ihm treu gebliebnen Diener, die das Eigenthum ihres Gebieters muthig vertheidigten, waren alle als Opfer ihrer Treue gefallen. — Und ich allein übrig! seufzte der Greis. Doch plötzlich wurde er wieder heiter. Wie? dachte er, wenn der allweise Regierer unsrer Schicksale dir darum

diese

diese Zuflucht nahm, um wieder zurückzukehren? Du entfernest dich so schnell, kann Moawi nicht seine Undankbarkeit erkannt, kann er nicht von seiner Ungerechtigkeit überzeugt worden seyn? Ja, ich verstehe deinen Wink, weise Vorsehung, und ich folge ihm! ich werde ihn retten, werde dem Vaterlande einen Wohlthäter, mir einen Sohn wieder geben! Er sprach's, und kehrte wieder um, der Gedanke, seinen Moawi zu retten, gab ihm neue Kräfte und munterer als das erstemal langte er wieder in der Hauptstadt an. Ach! wie schnell wurde er gewahr, daß er sich getäuscht habe! — Auf seine Bitte, Moawi zu sprechen, kam der Sklave mit einem Goldstück zurück: dies sollst du alle Wochen haben, sagt mein Gebieter, wenn du dich hier meldest; weiter dürfest du nichts erwarten. Solltest du dich zu ihm drängen wollen, so haben wir, ich und meine Mitsklaven, Befehl, dich mit Gewalt aus dem Pallaste zu führen, und nie wieder herein zu lassen. — Alkis nahm das Goldstück: danke deinem Gebieter, sagte er, und schwankte davon.

Bald ist's vollendet, betete der gebeugte Greis, als er jetzt vor der Stadt in eine Gegend kam, die ganz unbewohnt schien, nur ein Plätzchen, wo ich diese Augen, die keine Thränen mehr haben, in Ruhe schließen kann, nur dies verleihe mir, Allweiser! — Mattigkeit nöthigte ihn, sich niederzusetzen, da erblickte ihn ein Mädchen, das einen Krug auf dem Kopfe trug, worin sie in der Nähe Wasser geschöpft hatte. Ihr gutes Herz zog sie zu dem Alten hin: Kann ich Euch womit helfen, lieber Greis? redete sie ihn an. Er schlug seine Augen auf, die freundliche, theilnehmende Stimme und die außerordentliche Schönheit dieses Mädchens, machten ihm auf einen Augenblick seinen Schmerz vergessen. Er entdeckte ihr mit wenig Worten so viel von seinem Schicksal, doch ohne seinen ehemaligen Stand zu verrathen, als sie wissen mußte, um sie für ihre Theilnahme zu belohnen, und zugleich ihr Mitleiden gegen ihn rege zu machen. Nur ein Plätzchen wünsche ich, wo ich ruhig und fern von allen Menschen sterben möge. Kannst du mir, so lange der Allweise mir noch meine kummervollen Tage fristen will, etwas zur

Erquickung reichen, so erwarte Gottes Lohn dafür! Das Mädchen wollte ihn durchaus zu ihrer Mutter führen, Alkis versicherte, daß er dann weiter gehen, und bey irgend einer guten Seele ein Obdach suchen müsse. Wenn du denn nicht willst, ob du gleich bey meiner Mutter bequemer seyn könntest, und nur wenige Menschen um uns her wohnen, so komm. Und so führte sie ihn nach einer Höhle in einem Berge, in welcher zur Herbstzeit Schaafe eingeschlossen zu werden pflegten, die geräumig und trocken war, und worin er das Lager des Hirten von reinem Strohe fand. Hier will ich sterben! sagte er, und warf sich ermüdet darauf. Das Mädchen brachte ihm täglich des Morgens und Abends, was er brauchte, und der freundliche Dank des ihr ungemein lieb gewordenen Alten, den sie oft betend fand, that ihrem Herzen so wohl, daß sie ihm gern mehr Gutes gethan haben würde, wenn er es nur hätte annehmen wollen. Nur ihre Mutter wußte von ihrem lieben Armen; denn so hatte er es gewollt.

Niemand war jetzt glücklicher, als Moawi, wenigstens dünkte es ihm so. Selbst das,

was ihn in seinen eignen Augen einst verächtlich gemacht haben würde, seine herrschende Neiguug zum Vergnügen, die er nur allzuleicht und auf die mannigfaltigste Art befriedigen konnet, wurde ihm zum Verdienst angerechnet. So jung, so viele Macht in den Händen, da er nur wollen, nur wünschen durfte, um vom Könige Alles zu erhalten, und doch so bescheiden, so ganz ohne Anmaßung. So dachte der Hof, wenigstens alle, die nicht Amure's Freunde waren, so dachte der König selbst von ihm. Was man ihn daher nur leise wünschen hörte, wurde als Befehl befolgt und er wünschte jetzt nichts als Vergnügen. Unter den Unschädlichsten, welche er genoß, und die der König sehr oft mit ihm theilte, war die Jagd. Fast jeder Morgen fand ihn in den Wäldern, die übrige Zeit des Tages war für die Freuden der Tafel, der Gesellschaft, des Spiels und andere unedlere Arten Vergnügen bestimmt.

Eines Morgens, da er in Gesellschaft des Königs, sehr früh auf die Jagd gegangen war, verirrte er sich, indem er einem angeschoßnen Stück Wild allzu hitzig nachsetzte, von dem Gefolge. Die ihm völlig unbe-

unbekannte Gegend zeigte auch nicht eine Spur von menschlichen Bewohnern. Lange irrte er umher, da hörte er, als er eben an dem Fuße eines Berges hinkletterte, in einiger Entfernung eine dumpf ächzende Stimme. Er eilte darauf los, und welcher Auftritt stellte sich ihm dar! Vor dem Eingange einer Höhle lag ein Greis auf seinen Knieen und betete mit heiserer, fast erlöschender Stimme; einige Schritte vor ihm ein Mädchen, so schön hatte er noch nie etwas gesehen. Reizender wurde sie ihm noch durch ihren Antheil, den sie an dem betenden Greise zu nehmen schien, ihr Blick war stets auf den Betenden geheftet, das reinste Gefühl der Andacht über ihr Angesicht verbreitet, ihre Hände gefaltet — so sahe sie Moawi in der reizendsten Morgentracht und konnte seine Augen nicht wieder von ihr wegwenden. Niemals hatte er etwas Aehnliches empfunden, sein Herz war wie zerschmolzen, da hörte er den Greis, der seine letzten Kräfte anstrengte, lauter beten: Ach, vergieb ihm, er wußte nicht was er that, rette ihn aus den Händen seiner Verführer, lohne ihn für die Freuden, die mir seine Kindheit und frü-

here Jugend machte, segne ihn, segne Moawi! — Erschöpft sank der Greis auf den kalten Boden hin, das Mädchen sprang hinzu, ihn zu unterstützen, — er hatte ausgelitten! — Eine Thräne im schönen Auge, ließ das liebe Mädchen ihn sanft nieder, warf sich neben der ehrwürdigen Leiche hin, und betete über ihn. Moawi, erschüttert durch die letzten Worte des Greises, den er jetzt erst für Alkis erkannte, wollte mit dem Mädchen sogleich hervorspringen, aber eine unsichtbare Macht schien ihn zurückzuhalten.

Jetzt stand das Mädchen auf, und wollte davon eilen, vermuthlich um Leute herbeyzuholen, die die Leiche des Greises besorgen möchten — da sah sie den Moawi. Er wollte sie anreden, aber seine Zunge war wie gelähmt, sein Blick fiel bald auf das betroffne Mädchen, die hier nichts weniger, als einen so prächtig gekleideten schönen, jungen Mann vermuthete, bald auf die Leiche seines Wohlthäters. Du hast dich gewiß verirrt, sagte sie zu ihm? — Ich sahe dich, antwortete Moawi, und ich halte nun mein Unglück für das höchste Glück. Erröthend erwiederte Olinde, so hieß das Mädchen, wenn

du

du hier verweilen willst, bey dem Leichnam dieses lieben Greises, ich komme gleich zurück. Sie trat noch einmal zur Leiche hin: Ach, wenn du ihn gekannt hättest! Doch komm her und siehe! ist dies nicht das Gesicht eines Himmlischen? — Moawi konnte den Anblick des Todten nicht ertragen: er wandte sein Gesicht weg: Kanntest du ihn nicht? O wohl dir, wenn du ihn nicht kanntest, die Menschen die ihn kannten, haben ihm viel Leiden gemacht; ach! und er war so gut, sein letztes Gebet war für die, die sein Alter betrübten. Kanntest du ihn nicht? — Ich kannte ihn nicht, sprach Moawi, aus Furcht oder Beschämung. Er muß am Hofe wohl bekannt gewesen seyn; nur gestern hat er mir ein geschriebnes Buch anvertraut, das ich dem Könige einhändigen lassen soll, bist du vom Gefolge des Königs, wie deine Kleider verrathen? — Das bin ich, erwiederte Moawi, willst du mir das Buch anvertrauen, noch heute soll es in des Königs Händen seyn! — Oder in den Händen deiner Freunde, ertönte plötzlich eine Stimme, und vor ihnen stand Fee Lilla! — Undankbarer, redete sie Moawi an, auch nach diesem

sem Auftritte, davon du Zeuge warest, kannst du deinen Wohlthäter verleugnen; auch dann, da dein Herz, durch eine aufkeimende Liebe zu diesem schönen tugendhaften Mädchen erwärmt wurde? Wie tief bist du schon gefallen! Du verdienst es nicht, daß ich mich noch deiner annehme, doch um dieses tugendhaften, durch dich so unglücklichen Greises und um deines Vaters willen überlaß ich dich nicht ganz deinem Schicksale. — Geh! lerne Dankbarkeit — sie berührte ihn mit ihrem Zauberstabe, und plötzlich schrumpfte der schöne junge Mann zu einem alten abgelebten Greise zusammen. Nicht eher erhältst du deine Gestalt wieder, nicht eher wird dich die Liebe Olindens beglücken, als bis du einen Menschen findest, der dir für deine Wohlthaten dankt. — Sie sagte dies und verschwand, und mit ihr zugleich war der Leichnam des Greises und Olinde seinen Augen entrückt.

Karl. Ach, das ist nun wohl der Greis, der Almanzor's Lehrer war?

Großvater. Das ist er. Punktum! sagte die Mutter — und ich sage dasselbe bis auf Wiedersehen!

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kleine Geschichten für Kinder von 6 - 10 Jahren die gern etwas lesen was ihnen verständlich, nützlich und angenehm ist

Bd.: 4.

Leipzig 1795

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Paed.438(4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11301576-8
VD18 1550803X-001